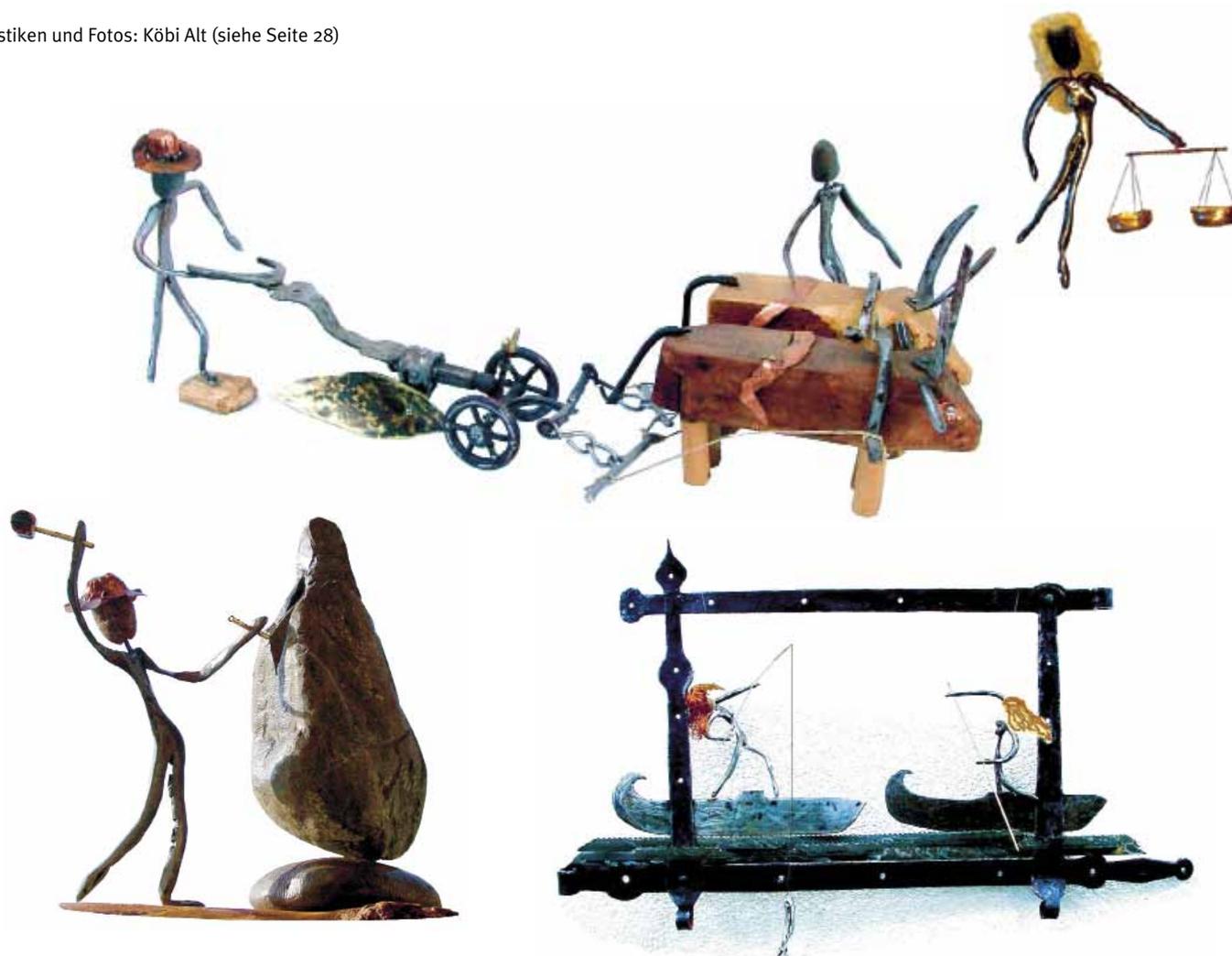


Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Plastiken und Fotos: Köbi Alt (siehe Seite 28)



**Biogipfel:** Junge Landbau-Gemeinschaftsprojekte stellen sich vor. [Seite 3](#)

**Im Feld:** Gemeinschaftsgemüsebau «ortoloco», näher betrachtet. [Seite 5](#)

**Biogrosshandel:** Regionale Vertragslandwirtschaft als Flucht vor ungelösten Gestaltungsfragen? Matthias Wiesmann. [Seite 8](#)

**Schweizweite Perspektive:** Vertragslandwirtschaft auf nationaler Ebene. Werner Scheidegger, Hansruedi Schmutz, Niklaus Steiner. [Seite 10](#)

**Umschau:** Neue Gemeinschaftslandwirtschaft im Vergleich mit früher und anderswo. Stephan Rist im Interview. [Seite 12](#)

**Hofbericht Pferde:** Arbeiten mit Rössern in Saint-Imier – Kultur der Tierkraft. [Seite 15](#)

**Hofbericht Kühe:** In Rengoldshausen bringen die Kühe handelsfähige Rohmilch. Wie geht das? [Seite 17](#)

**Energie:** «Die Landwirtschaft ist heute eine grosse Energiekonsumentin.» Marcel Hänggi im Interview, Teil 2. [Seite 18](#)

**Leserbrief** zur Energie [Seite 21](#)

**Glosse** zu Rülpsern ... [Seite 22](#)

**Debatte** zur Landschaft [Seite 23](#)

**Porträt:** Angelika Bandli, Safien Platz. Von Claudia Capaul. [Seite 25](#)



Im August veröffentlichte Agenturmeldungen besagen, dass in der Schweiz heute weniger als 60 000 Bauern den beinahe 8 000 000 Einwohnern die Ernährung garantieren müssen! Niemand scheint sich daran zu stören. Der Präsident des Bauernverbands erklärte in einem Interview, dass dadurch mehr Bundesbeiträge auf weniger Bauern verteilt werden müssten und diese folglich nachhaltig (!) wachsen könnten! Dieser Verdrängungskampf macht aus Nachba(ue)rn Konkurrenten, fördert das Misstrauen und gipfelt gelegentlich in Feindschaft. Hier geht es um Land, Bundesbeiträge und letztlich um die Existenz.

Auch der Plan, die Beitragsberechtigungslimite für Direktzahlungen vom Bund von derzeit 0,25 Standardarbeitskräften (eine erfundene Arbeitszeiteinheit, welche nur ganz im Ansatz der realen Arbeitsleistung der BewirtschafteterInnen gerecht wird) auf 0,4 zu erhöhen, findet bei vielen Bauernverbandsvertretern heftige Zustimmung. Das bedeutet, dass noch mehr Familien aus der Landwirtschaft gedrängt werden. Warum unterstützt ein Interessengeflecht aus Politikern und Verbandsleuten das? Der Verfassungsauftrag, die Nahrungssicherheit der Bevölkerung zu gewährleisten, wird auf diese Art von unseren eigenen Branchenvertretern mit Füßen getreten! Was in vielen der geförderten modernen und spezialisierten Landwirtschaftsbetriebe nämlich wirklich geschieht, ist die Veredelung von importierten billigen Feldfrüchten ferner (häufig armer) Länder zu Schweizer Landwirtschaftsprodukten. Auf Neudeutsch wird dieser Prozess «Produzieren von Swissness» genannt. Die Produkte haben ein ausgezeichnetes inter-

nationales Renommee und eignen sich für den Export!!!

Glücklicherweise finden sich, diesen Tendenzen diametral entgegengesetzt, immer mehr vorwiegend junge Leute zusammen, die aus nichtkommerziellem Antrieb beginnen, Essen zu machen. Mein Herz hüpfte förmlich vor Freude, als ich im Frühjahr auf der Suche nach ReferentInnen wert-schöpferischer regionaler Landwirtschaftssysteme für unser Podium des 11. Biogipfels (am Biomarché in Zofingen) feststellen durfte, dass es nicht nur in der Schweiz, sondern auf der ganzen Welt unzählige Gruppen gibt, welche sich als Neueinsteiger einfach nur der Schaffung von Nahrung widmen. Sie haben festgestellt, dass die Erde unglaublich grosszügig ist und dass auch auf kleiner Fläche eine schier unlimitierte Menge Nahrung höchster Güte geerntet werden kann – bei richtiger Bewirtschaftung wird zudem unser Mutterboden immer fruchtbarer und belebter. Genau umgekehrt entwickelt sich die industrielle Landwirtschaft weltweit: Auf immer mehr Fläche wird mit immer grösserem Aufwand immer weniger Nahrung schlechter werdender Qualität produziert – und der Boden erodiert!

Hier haben wir von Bioforum, wie es unserer Tradition entspricht, grosses Interesse an der Entwicklung neuer Ansätze. Deren Reichtum zeigte sich zum Beispiel am Workshop zu ökologischer Intensivierung beim Mösberggespräch 2011. Wir wollen mithelfen, einer neuen Bauernbewegung sozial und buchstäblich den Boden zu bereiten, indem wir diesen Kreisen politisch und ideell eine Plattform bieten, damit sie von einer breiten Bevölkerung wahr-

genommen werden. Realistischerweise müssen wir uns darauf einstellen, dass grosse Veränderungen anstehen: Die wirtschaftliche, klimatische und soziale Situation verändert sich im Eiltempo. Wir können uns nicht mehr darauf verlassen, dass auch in Zukunft weiterhin mit solch hohem Ressourcenverschleiss Nahrung verfügbar gemacht werden kann. Umso mehr sind diese Initiativen sehr zu begrüssen. Sie helfen entscheidend mit, eine minimale regionale Nahrungssicherheit zu erhalten.

Damit nicht jeder Ansatz, Boden zu bewirtschaften, bei null beginnen muss, ist anwendbares Erfahrungswissen eine der wichtigsten Voraussetzungen. Mit unserem Projekt zum Wissenstransfer, «Teilt euer Wissen», sammeln wir bäuerliches Erfahrungswissen und vermitteln dieses weiter. Helfen auch Sie dabei mit, sei es mit eigenen Erfahrungen oder solchen Ihrer Eltern oder Grosseltern; schreiben Sie es einfach ins Sammelsurium auf unserer Webseite ([www.bioforumschweiz.ch](http://www.bioforumschweiz.ch) → Forum → Teilt euer Wissen, klicken auf «Post Reply»). Wir wollen diese Informationen in einem zweiten Schritt sortieren, aufbereiten und somit verfügbar machen für die, die sie brauchen. Oder helfen Sie mit einer Spende mit dem Vermerk «Wissenstransfer».

Eine reiche Ernte, auch im übertragenen Sinn, wünscht Ihnen aus der Südschweiz

Markus Lanfranchi

# Junge Landbau-Gemeinschaftsprojekte in der Schweiz: Die Zukunft der Ernährung?

Vertreterinnen dreier neuer Initiativen regionaler Gemeinschafts- und Vertragslandwirtschaft stellten am 18. Juni beim 11. Biogipfel in Zofingen vor vollem Saal ihre Unternehmungen vor. Der Biogipfel stand unter dem Motto: «Dezentrale Bioproduktion garantiert Ernährungssouveränität und Selbstbestimmung». Wie weit hierfür neue Formen der Gemeinschafts- und regionaler Vertragslandwirtschaft geeignet sind, wird als Schwerpunktthema dieses Heftes diskutiert.

Fotos: Nikola Patzel



**Nikola Patzel.** Der Verein «**Holzlabor**» im Zürcher Weinland, vorgestellt von Nadin Bill, fördert seit 2010 lokales Handwerk und kleinräumige Landwirtschaft. Die Gruppe junger Leute kümmert sich um essbare Hecken, einen Sortengarten mit Gründüngungen und Untersaaten und bietet vor allem Gmües-Abos an. Dieses Abo bedeutet aber nicht einfach «Lieferung frei Haus», sondern «Zusammenarbeit ausser Haus». Jeder Gemüsebezieher verpflichtet sich, drei Halbtage pro Jahr beim Gemüsebau auf 90 Aren Freiland und 17 Aren Gewächshaus mitzuhelfen.

Für die Ernte des ganzen Jahres wird von der Kundschaft vorausbezahlt, damit werden die Sachkosten und damit zwei Teilzeitstellen (zus. 120 %) finanziert. Tatkräftig und ehrenamtlich helfen pensionierte Menschen aus dem Dorf mit. Jede Erntewoche kann dann an einem von

fünf Depots die Gemüsebox abgeholt werden. Für Nadin Bill ist das Holzlabor auch eine wichtige Station ihrer persönlichen Entwicklung: «Ich war erst Vegetarierin, dann vegan und jetzt sehe ich, dass die Lösung der Probleme in der Komplexität, nicht in linearen «Lösungen» liegt.» [www.xylem.ch](http://www.xylem.ch) [«Xylem» heisst «Kernholz»].

«**Soliterre**» heisst die bernische Initiative für regionale Vertragslandwirtschaft, die von Claudia Schreiber vorgestellt wurde. Dieser Verein fand 2009 zusammen, nachdem Rudi Berli von der Bauerngewerkschaft Uniterre bei Attac Bern einen Vortrag über Westschweizer Pilotprojekte der regionalen Vertragslandwirtschaft gehalten hatte. Verwirklicht wurde dieser Impuls dann gemeinsam «von sechs biologischen Landwirtschaftsbetrieben unterschied-



Nadin Bill.



Claudia Schreiber.

licher Grösse und Ausrichtung. Diese sechs Betriebe verkaufen nun einen Teil ihrer Ernte im Voraus an die Soliterre-KonsumentInnen, welche die über 150 Essenskörbe an fünf Depots in Bern wöchentlich abholen», so Schreiber. «*zäme, lokal, fair*» ist das Motto des Vereins.

Dass bei Soliterre viel über Produktionskosten und Preise gesprochen wird, macht laut Claudia Schreiber die Mitarbeit bei Soliterre sehr interessant. «Ein wichtiger Schritt war insbesondere, dass wir gemeinsam den Produktionsprozess angeschaut haben statt lediglich das Produkt. Derzeit wird ein grosser Teil der Produkte über ausgehandelte Produktpreise pro gelieferte Menge abgerechnet. Zusätzlich werden vier Produkte (Eier, Kartoffeln, Schnittmangold, Lauch) auch via Flächenpauschalen eingekauft, die sich unter anderem an den von der «Schweizerischen Zentralstelle für Gemüsebau» ermittelten Produktionskosten orientieren. Bei den Flächenpauschalen wird die gesamte Ernte einer bestimmten Anbaufläche gekauft und so das Produktionsrisiko nach einem ausgehandelten Modus zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen aufgeteilt. Die Aufteilung des Produktions- und Vermarktungsrisikos ist einer der Kernpunkte der regionalen Vertragslandwirtschaft.»

[www.soliterre.ch](http://www.soliterre.ch)

Die regionale Gartenkooperative «ortoloco» bebaut 60 Aren im Siedlungsnetz der Zürcher Vorstadt, erzählte Ursina Eichenberger. Der Name ist Programm: «**orto**» heisst italienisch «Gemüsegarten» und «**loco**» steht hier für «**lokal**» und «**cooperativ**». Im März 2010 gründete sich die Genossenschaft. Die Genossen-



Ursina Eichenberger.

schafter/innen haben als Fachkraft eine gelernte Gärtnerin angestellt. Die Mitarbeit im Garten, beim Abpacken und Verteilen ist ein zentraler Bestandteil des Konzepts. Damit auch die voll anderweitig Berufstätigen mitarbeiten können, wurden «Feierabendjäten» und «Gartensonntage» eingeführt. Mehr zu ortoloco lesen Sie im Interview auf den Seiten 5 bis 7. [www.ortoloco.ch](http://www.ortoloco.ch)

Die Freude an der **Verwirklichung** ihres Gemüsebaus und ihrer sozialen Formen zeigte sich als Hauptmotivation dieser Initiativen. Selbst entscheiden, was angebaut wird: «Wir können einen bedarfsorientierten Plan machen.» Ein gutes Auskommen haben: «Wir bewegen uns in einem wirtschaftlichen Rahmen,

die Leute müssen davon leben können. Es muss für die Menschen eine Gesamtheit an Vorteilen bringen.» Gute Zusammenarbeit: «Das Konzept der Selbstverwaltung ist uns ganz wichtig. Und es müssen immer mindestens zwei Leute über die einzelnen Verantwortungsbereiche Bescheid wissen, damit man ersetzbar bleibt.»

Wie kommen die neuen Initiativen zu **Land**? Soliterre arbeitet mit bereits bestehenden Betrieben zusammen, da stellt sich die Landfrage nicht. Die zwei anderen hatten das «Glück, auf die richtigen Leute zu treffen». Zwar sei es richtig, dass die meisten Bauern das Gefühl hätten, zu wenig (Pacht-)Land zu haben und mehr zu brauchen. Aber für Gemüsebau brauche es eigentlich nicht viel Fläche, und wenn eine Bauernfamilie die Idee gut fände, täte es nicht wirklich weh, etwas Land an eine Gemeinschaftslandwirtschaft zu verpachten. In der Diskussion wurde geäussert, es könne eine Chance für Betriebe ohne Hofnachfolge sein, wenn eine solche Gemeinschaft den Hof übernimmt.

Als Merkmal der **Autonomie** wird auch gewertet, dass die Produkte nicht zu fremdbestimmten Preisen verkauft werden müssen: «Man hat ein Gegenüber, mit dem man über den Preis reden kann. Sonst hätte man ihn einfach gesagt bekommen.»

In der Diskussion wurde aber auch nach den **Grenzen** der vorgestellten Landwirtschaftsformen gesprochen: Kann man sich damit wirklich mit allem nötigen Essen versorgen? Ginge das auch für die Mehrheit der Bevölkerung? Lesen Sie zu diesen Fragen die Artikel auf den Seiten 8 bis 11. ●

#### Der «Verband regionale Vertragslandwirtschaft»

fördert die regionale Vertragslandwirtschaft. Anlaufstelle für den Infoaustausch ist die Geschäftsstelle in Bern, welche auch Rechtsberatung anbietet. Der Wirkungsbereich des Verbands ist in erster Linie im deutschsprachigen Raum der Schweiz. Man ist vernetzt mit dem Westschweizer Verband, diese Kontakte werden noch weiter ausgebaut. Ähnliche Bewegungen entstehen zurzeit unter verschiedenen Namen in vielen Ländern der industrialisierten Welt.

Gegründet wurde der Verband im Februar 2011 von fünf Vertragslandwirtschaftsinitiativen und Interessierten in Zürich. Unter den fünf Vorständen ist auch ein Vertreter des Westschweizer Verbandes für regionale Vertragslandwirtschaft ([www.fracp.ch](http://www.fracp.ch)).

Zurzeit ist der Verband damit beschäftigt, seine Charta zu erstellen: Dabei wird der gemeinsame Nenner der verschiedenen Projekte gesucht und eine Definition der regionalen Vertragslandwirtschaft ausgearbeitet.

Verband regionale Vertragslandwirtschaft, [verbandrvl@bluewin.ch](mailto:verbandrvl@bluewin.ch)  
c/o Advokatur Schreiber, Postfach 324, 3000 Bern 14

# «Unser Gemüse hat keinen Marktpreis»

In Dietikon bei Zürich, auf dem Biohof Fondli von Samuel Spahn und Anita Lê, treiben IdealistInnen aus der Stadt auf 60 Aren Pachtland ihr äusserst frucht- beziehungsweise gemüsebares «Unwesen». Ausgehend von Ideen über alternative Wirtschaftsformen gründeten sie die biologische Gartenkooperative ortoloco, die den Anspruch hat, möglichst jenseits der marktwirtschaftlichen Mechanismen in der (Land-)Wirtschaft zu funktionieren.

**Markus Schär.** Na also, da liegt er ja, der Biohof Fondli, bei Zürich etwas ausserhalb von Dietikon in Richtung Spreitenbach, umgeben von Acker- und Grasland. Etwas abseits der Strasse, die am Shopping-Center und am Industriegebiet vorbeiführt. Die Umgebung ist zu wenig idyllisch, als dass der weisse Gemüsetunnel neben dem Hof das Landschaftsbild stören würde. Auf den ersten Blick sieht alles ziemlich normal nach mittelland-üblichem Agglomerationsgewurstel aus – bis ich die fröhlichen Leute von ortoloco treffe, die gerade dabei sind, diverse Gemüsesetzlinge aus dem Transportauto auszuladen. Die fleissigen Neu-GärtnerInnen haben an diesem Tag bereits

Gemüse an die GenossenschafterInnen verteilt («nicht geliefert!», wie ich belehrt werde – doch dazu später mehr), und widmen sich jetzt freundlicherweise dem Autor und seinen Fragen. Tina, Tex und David, drei VertreterInnen der Betriebsgruppe von ortoloco, sind gut gelaunt und ausgelassen. Mit viel Herzblut und Witz berichten und diskutieren sie über «ihre» Gartenkooperative.

## Der Wirtschaftskrise sei Dank ...

Ihren Anfang nahm die Geschichte von ortoloco in der «MontagsWerkstatt» – einem Forum zur Wirtschaftskrise und zu Alternativen im Zürcher Infocafé Kasama. Tex, der gelernte

Buchhalter, erzählt: «Dem sogenannt freien Markt wird nachgesagt, er sei effizient und alloziere die Güter richtig. Das Gegenteil ist aber der Fall. Wir wollten wirtschaftliche Entscheidungen nicht einer «unsichtbaren Hand» überlassen, sondern sie selber fällen. Wir wollten eine demokratische Wirtschaftsform.» Aus den Diskussionen über alternatives Wirtschaften entstand die Idee, die diskutierten Ansätze in die Tat umzusetzen. Doch womit beginnen und wie sich organisieren? Die Antwort entdeckten Tex und seine KollegInnen bei der Lektüre eines Berichtes über regionale Vertragslandwirtschaft von Bettina Dyttrich in der WOZ: «Plötzlich war klar: Das ist es, wir be-

Foto: Markus Schär



David, Tina und Seraina von ortoloco.

ginnen mit einem eigenen Gemüsegarten.» Tina, die Umweltwissenschaftsstudentin, die etwas später zum Projekt stiess, ist überzeugt: «Der Gemüsebau eignet sich hervorragend als Einstieg in eine alternative Wirtschaftsform: Du baust an, du erntest und du isst. Die Produktion gestaltet sich relativ einfach und unmittelbar, und sie ist gut nachvollziehbar. Ausserdem können alle mitarbeiten – fast jeder kann jäten.»

### Die Landfrage und das Erfahrungsmanko

Soweit so gut. Nur: Gemüse wächst bekanntlich im Boden, und dieser – zumindest der landwirtschaftlich genutzte – befindet sich überwiegend in Bauernhand. Da niemand der angehenden Gemüsebau-DilettantInnen Landwirtschaftsboden besass, wurde das FiBL angefragt. Dieses stellte eine Liste mit Biohöfen in Zürcher Stadtnähe zur Verfügung, die allenfalls für die Idee einer Gartenkooperative offen sein könnten. Der Hof von Samuel Spahn und Anita Lê war einer davon und bezüglich der Lage für die Projekt-InitiantInnen der attraktivste. Nach der ersten telefonischen Kontaktaufnahme unternahm eine ortoloco-Delegation eine Velofahrt auf den Hof und diskutierte mit Samuel und Anita ihre Idee. «Es war eine lange, interessante und spannende Diskussion», erinnert sich Tina, «auch mit einer gewissen Skepsis von ihrer Seite her. Aber das ist verständlich, denn wegen unserem Projekt stehen dem Hof jetzt immerhin 60 Aren weniger Land für die eigene Produktion zur Verfügung. Heute müssen die Bauern schauen, dass sie ihre Produkte verkaufen können und irgendwie durchkommen. Sie müssen schon verdammt knapp durch, zum Teil – trotz Direktzahlungen und Biolabel. Die Frage ist: Will man etwas Neues wagen, das vielleicht – wenn es gut herauskommt – besser ist, oder will man im Alten verharren, gemäss der Devise «Es ist ja bis jetzt immer irgendwie gegangen?»» Letztlich kam den StädterInnen zugute, dass Samuel Spahn der Genossenschaftsidee gegenüber sehr aufgeschlossen ist – war doch der Fondli-Hof früher auch schon mal als landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) organisiert. Also kann ortoloco seit 2010 ein 60 Aren grosses Stück Land von Samuel Spahn und Anita Lê pachten. Dieses bewirtschaften die StädterInnen unter Anleitung einer gelernten Gemüsegärtnerin, die von der Genossenschaft angestellt ist. «Wir hatten nicht gross Ahnung von Gemüsebau. Ich hatte zu Hause nie einen Garten und mache das alles hier zum ersten Mal. Dank unserer Gärtnerin lernen wir jetzt aber vieles», berichtet



*Gemüsegärtnerin Seraina beim Säen.*

David, der Schreiner gelernt hat und jetzt im Gastgewerbe arbeitet. Angebaut wird nach den Richtlinien der Bio Suisse, im Treibhaus und Freiland.

### Demokratische Selbstorganisation in der Praxis

Wieso sie denn für ihr Gemüsebau-Projekt die Genossenschaftsform gewählt haben, will ich wissen. «Weil die Genossenschaft diejenige juristische Form ist, bei der man die Güter gemeinsam besitzt. Wir wollten, dass der Garten denjenigen gehört, die beim Projekt mitmachen, damit sie mitbestimmen können. Und wir wollten eine Stimme pro Kopf und nicht eine Stimme pro Franken. Dieser wirtschaftsdemokratische Gedanke ist uns sehr wichtig», erläutert Tex.

Wie aber funktioniert ortoloco überhaupt? Da gibt es also die Genossenschaft und ihre GenossenschaftlerInnen, die bei allen Grundsatzentscheidungen mitreden und mitbestimmen können und mittels Beteiligung an den Be-

triebskosten das Anrecht auf einen Teil der Gemüseernte erhalten. Von den GenossenschaftlerInnen wird zudem verlangt, dass sie sich während mindestens fünf Halbtagen pro Betriebsjahr im Gemüsebau, beim Abpacken, beim Verteilen oder bei der Administration des Projekts betätigen. Die Mitarbeit sei ihnen sehr wichtig, sind sich Tina, Tex und David einig. «Hinter ortoloco steht der Gedanke, dass die KonsumentInnen auch die ProduzentInnen sein sollen, um von dieser Konsumhaltung wegzukommen. So merkt man, dass das Gemüse zum Teil krumm wächst, dass dies aber der Qualität keineswegs abträglich ist. Man kommt weg von diesen absurden Kundenwünschen, die mitunter die ganze Marktsituation vergiften», führt Tina aus. Leute, die nicht mitarbeiten wollen oder können, stattdessen für ein Gemüseabo aber entsprechend mehr bezahlen würden, sind bei ortoloco nicht an der richtigen Adresse. Dazu Tex: «Wir wollen, dass die Leute bei uns auch wirklich mitarbeiten, dass sie den Bezug zum Garten, zu den Leuten und zum Betrieb haben. Wer einfach ein

Gemüseabo will, dem sagen wir: «Das, was du suchst, gibt es anderswo. Bestelle doch dort ein Bio-Gemüseabo.»

Verwaltet wird ortoloco von einer siebenköpfigen Betriebsgruppe, der auch Tina, Tex und David angehören. Die Betriebsgruppe hat die Aufgaben, die Beschlüsse der Generalversammlung auszuführen, die Genossenschaft nach aussen zu vertreten, neue GenossenschaftlerInnen aufzunehmen, Kasse und Buchhaltung zu führen, die Finanzplanung vorzunehmen, den kontinuierlichen Gemüseanbau zu gewährleisten, die HelferInnen-Einsätze zu koordinieren und die Verteilung der Ernte sicherzustellen. Das tönt nach viel Arbeit angesichts dessen, dass allwöchentlich an zwei Tagen insgesamt über hundert Gemüsetaschen abgepackt und verteilt werden müssen. Dies sei es auch, bestätigt David, «aber die Arbeit, die an den Leuten der Betriebsgruppe hängen bleibt, ist für mich vielmehr Herausforderung als Frust.» Tina: «Wir arbeiten ein bis drei Tage pro Woche und Person für ortoloco, bezahlen unseren Betriebsbeitrag quasi mit unserer Arbeit und müssen also unser Gemüseabo nicht bezahlen. Die Tätigkeit in der Betriebsgruppe hat auf mich eine sehr aufheiternde Wirkung. Wir verstehen uns alle gut, wir haben Freude an dem, was wir machen.» Auch Tex stört sich nicht daran, dass einige mehr als andere zum Gelingen von ortoloco beitragen: «Bevor ich mich für etwas engagiere, frage ich mich: Bin ich bereit, das zu machen, und zwar von mir aus, unabhängig davon, was andere machen? Wenn ich dazu ja sagen kann, dann mache ich es. Und dann erwarte ich von niemand anderem das gleiche Engagement. Ich entscheide einfach für mich, dass ich für etwas so und so viel von mir hergeben will. Wir versuchen, eine Kultur zu schaffen, in der jeder für sich entscheiden kann. Ich will etwas machen, weil ich es sinnvoll finde, und weil es mir etwas bringt, und nicht, weil irgendjemand mir sagt, dass ich muss.»

Um die verschiedenen Arbeitsbereiche und Abläufe besser zu organisieren, haben sich inzwischen Teams gebildet. So zum Beispiel unter den FahrerInnen, die die Verteilung der Gemüsetaschen an die Depots in der Stadt nun selber koordinieren. Ebenso sind Bestrebungen im Gange, ein Abpackteam zu bilden, das die Betriebsgruppe bei der Organisation des Abpackens entlasten würde. «Die Organisation ist ein ständiger Prozess, alles entwickelt sich laufend», kommentiert Tina. Und trotz (oder gerade wegen?) der ständigen Improvi-

sation sei bisher noch nie eine Ernteverteilung ausgefallen, stellen die StädterInnen mit zunehmend grünem Daumen klar.

Des Weiteren bedient sich ortoloco natürlich auch der organisations-technischen Hilfsmittel des Internets: Über die Website des Projektes können GenossenschaftlerInnen ihre Arbeits-einsätze anmelden und koordinieren sowie ihr Gemüseabo verwalten.

### **Arbeit an der Sprache als Arbeit am Gedanken**

Bei der Nachfrage, wie denn das Ausliefern des Gemüses erfolge, trete ich sogleich in ein Fettnäpfchen: «Wir liefern nicht. Liefern setzt zwei Parteien voraus, den Dienstleister und den Konsumenten, und diese Trennung wollen wir eben gerade nicht», stellt Tex klar und erklärt diese vermeintliche Wortklauberei: «Die NZZ hat mal ein ganz tolles Plakat mit dem Spruch «Arbeit an der Sprache ist Arbeit am Gedanken» gemacht. Diese Aussage trifft den Nagel auf den Kopf. Wenn wir heute auch von «Liefern», «Kunden» und «Rechnungen» sprechen würden, dann wären wir in zehn Jahren ein «hundskommuner» Gemüsebau-Betrieb. Davon bin ich überzeugt.» «Die Art und Weise, wie man über die Dinge und miteinander spricht, das ist eben... Kultur und Politik in einem!», philosophiert Tex und löst mit seiner träfen, druckreifen Aussage ein kollektives Lachen aus. Der beeindruckte Autor: «Sehr schön formuliert! Super! Du willst wohl auf die Titelseite, gell?» Erneutes Gelächter... David: «Ihr könntet eure Zeitschrift ja auch «ortoloco» nennen...». Noch mehr Gelächter...

### **Betriebskosten, nicht Marktpreise**

Zurück zur ökonomischen Realität, bzw. zur ökonomischen Alternative: Ein konstitutives Element der sogenannten Marktwirtschaft fehlt nämlich bei ortoloco: der Marktpreis des Produktes. «Unser Gemüse hat keinen Marktpreis, wir bezahlen einfach den kostendeckenden Betriebsbeitrag an die Genossenschaft. Denn unser Gemüse muss nicht vermarktet werden, es ist klar, für wen es bestimmt ist»,

erläutert Tex. Was denn der Vorteil dieses Modells für die BäuerInnen sei, frage ich nach. Tex sieht es so: «BäuerInnen, die im Rahmen von Vertragslandwirtschaftsprojekten produzieren, müssen sich nicht um das Betriebsrisiko kümmern, denn dieses wird von der Genossenschaft getragen. Ebenso hinfällig wird die Sorge um den Absatz der Produkte auf dem Markt. BäuerInnen können sich dadurch voll und ganz auf ihre eigentliche Arbeit mit den Pflanzen und mit dem Boden konzentrieren.» Auch Tina findet, dass die regionale Vertragslandwirtschaft eine echte Alternative für BäuerInnen darstellt: «Es ist wichtig, dass die BäuerInnen von diesem unglaublichen Preisdruck wegkommen, dem sie in der Marktwirtschaft ausgesetzt sind. Die regionale Vertragslandwirtschaft unterstützt und fördert bäuerliche Kleinstrukturen und entzieht sich der Konkurrenz mit riesigen Nahrungsmittelkonzernen. Stattdessen rücken BäuerInnen und KonsumentInnen wieder näher zusammen, und ein Hof übernimmt wieder die Versorgung der Menschen im Umland mit den lebensnotwendigen Nahrungsmitteln.»

Erstaunlich, wie sich Menschen aus einem städtischen Umfeld mit den Problemen der BäuerInnen auseinandersetzen und sich solidarisch zeigen.

### **Eine Geliebte ist mehr als ein Hobby**

Die «Genossenschafts-GemüslernInnen» aus Zürich bestätigen mit ihrem Projekt exemplarisch, dass es Pfade gibt, die aus der «landwirtschaftlichen Tretmühle» der industriellen Wachstumslogik und der Preisdrückerei herausführen können. Und verweisen darauf, dass diese Pfade womöglich sogar das Potenzial in sich bergen, eine zukunftsfähige Wirtschaft zu konstituieren. Dieses Potenzial gründet im Sozialen und ist potenziell unerschöpflich. Ebenso wie der völlig ernst gemeinte Humor von David, dem urbanen Neu-Gemüsegeärtner, der abschliessend versichert: «Ich rede von meiner Geliebten, wenn ich von unserem Gemüsefeld rede...» Und eine Geliebte ist definitiv mehr als ein Hobby. ●

Die **regionale Vertragslandwirtschaft** basiert auf einer direkten Zusammenarbeit von ProduzentInnen und KonsumentInnen und ergänzt damit den bisherigen Nachhaltigkeitsbegriff durch den Aspekt der Mitbestimmung aller Beteiligten (Partizipation). Die RVL fördert eine verantwortungsvolle Landwirtschaft, welche die ProduzentInnen und die KonsumentInnen zu langfristigen Engagements und zu gemeinsamer Planung anhält. Sie beruht auf der Risikoteilung, bietet faire Löhne und Arbeitsbedingungen und folgt den Prinzipien der Ökologie, Regionalität und Saisonalität. *Ursina Eichenberger*

# Ungelöste Gestaltungsfragen

Neue Produktions- und Vermarktungsinitiativen als Reaktion auf die Macht des Handels.

Foto: Matthias Wiesmann

**Matthias Wiesmann.** Als KonsumentIn bin ich umworben – und habe trotzdem kaum den Eindruck, etwas beeinflussen zu können. Den Landwirten geht es ähnlich. Sie (oder ihre Vorfahren) haben zwar Genossenschaften und Verbände gegründet, fühlen sich meist aber nicht mehr als Teil des Ganzen, sondern oft als Objekt. Das war nicht immer so. Die Bioläden der 1980er Jahre wollten sich möglichst nicht zwischen Produktion und Konsum stellen, sondern eine transparent vermittelnde Funktion ausüben. Weshalb sind bis heute überall Abhängigkeiten entstanden? Kann man etwas dagegen tun?

## Handelsmacht löste Bauernmacht ab

Bis über die Mitte des letzten Jahrhunderts hinaus war teils von den Herstellern, teils vom Staat festgelegt, was Lebensmittel kosteten. Es herrschte die sogenannte Preisbindung der zweiten Hand. Dann kamen Revolutionäre wie Gottlieb Duttweiler, der Begründer der Migros-Genossenschaft, und zerbrachen mit Eigenmarken das Preiskartell. Nach und nach wurden alle Spiesse umgedreht. Heute beherrscht der Handel die Wertschöpfungskette von Produktion bis Konsum.

## Bioläden wollten mehr

Die Bioproduzenten standen ausserhalb dieses Machtkampfes, wer oben, wer unten steht. Es ging ihnen nicht allein um «alternative» Produkte, sondern auch um alternative Strukturen. Gerade im Fairtradebereich hatte man «die Grossen» (hier v.a. Migros) als Verhinderer erfahren (dagegen mobilisierten die Bananenfrauen von Frauenfeld). Die Zukunft konnten sich viele Bioladenpio-

niere nur ohne Zwischenhandel vorstellen. Der Name des Hallerladens in Bern – um ein Beispiel zu nennen – lautet denn auch nicht zufällig «Produzenten-Konsumenten-Genossenschaft Bern» (PKGB). Produzenten und Konsumenten sollten kurzgeschlossen werden. Es gehörte zu den Grundüberzeugungen, dass man den Grosshandel loswerden wollte. Man wollte direkt einkaufen. Ich möchte das hier «Direktkultur» nennen. Dieses Zurück in kleinere, überschaubarere (oft nur vermeintlich), ökologischere Zusammenhänge drückte sich immer stärker auch in Postulaten wie Saisonalität und Regionalität aus. Als der Werbegrafiker in der Gründungszeit der Biomilk in Münsingen eine Banane auf den Flyer zeichnete, protestierte eine Bäuerin: Was uns einfalle, exotische Früchte zu propagieren; es gebe bei uns Äpfel und viele andere Früchte. (Gleichzeitig waren Fairtrade-Bananen ein grosses Thema in den Bioläden.)

Inzwischen hat sich der Biohandel stark entwickelt. Weil die in den 1980er Jahren neu gegründeten Bioläden die Warenbeschaffung nicht jeder für sich bewältigen konnten, hat sich ein Grosshandel entwickelt – oft aus Bioläden heraus. Er hat sich «professionalisiert». Doch sind es längst die alten Grössen, die Grossverteiler, welche heute auch im Biomarkt den Ton angeben. Vor diesem Hintergrund erscheinen die neu entstehenden Formen der Vertragslandwirtschaft, CSA (consumer supported agriculture) usw. wie eine Art Wiederholung des alten Anliegens, die Qualität des Bioprodukts mit einer anderen Qualität im Sozialen zu verbinden. Es ist nur zu begrüssen, dass sich KonsumentInnen um



Was nützen ihm Supermarkt und Vertragslandwirtschaft?

Landwirtschaft und Versorgung kümmern wollen. Das fördert gegenseitiges Verständnis. Einerseits. Aber erneut entwickelt sich ein unvollständiges Leitbild der Versorgung, das nur Leitbild sein kann, weil es nicht die ganze Realität ins Auge fasst: Kein Konsument, keine Konsumentin kann nur mit dem in Direktvermarktung oder Direktbeschaffung verfügbaren Warenkorb auskommen. Es braucht «den Laden» weiterhin – im Bewusstsein und im Leitbild bleibt er aber verdrängt.

## Globalisierung oder «Lokalisierung»

Ob in den frühen Formen der «Direktkultur» oder in den neueren Formen der Vertragslandwirtschaft: Die Widersprüchlichkeit oder das Auseinanderklaffen charakterisiert unser Handeln. Gibt es noch einen Kleiderschrank bzw. Haushalt ohne Produkte aus China? Gibt es eine Küche, die nur inländische Produkte verwendet? Kaffee gehört zu unserem Alltag – und ist ein «Kolonialprodukt», Kartoffeln und Mais kamen aus Amerika. Unzählige Rezepte verwenden Zitronen. Selbst wenn man die lokale Produktion ins

Auge fasst: Wie viele Biohühner und wie viele Biokühe verzichten völlig auf weit her importiertes Futter? Trotzdem gibt sich das Ei oder der auf dem Hof produzierte Frischkäse nicht weitgereist, sondern bodenständig. Man mag noch so sehr bestrebt sein, lokal zu konsumieren oder zu produzieren – die Verflochtenheit mit europa- oder weltweiten Produktions- und Wirtschaftszusammenhängen bleibt.

Es braucht aber nicht nur «Intermediäre», um die typischen «Kolonialprodukte», Zitronen und andere «Südfrüchte» herbeizuschaffen. Es ist auch ganz normal, dass «Intermediäre» zur Stelle sind, wenn das Bodenseegebiet auszuweichen hat, wenn der Salat im Seeland dem Wetter zum Opfer gefallen ist – und umgekehrt; dass die Äpfel aus dem Tirol kommen, wenn hier die Lager leer sind usw. Dazu braucht es den Grosshandel.

## Die kleinen Unehrllichkeiten

Doch statt dass die neuen Biodeetailhändler, aus deren Mitte heraus der Grosshandel meist entstanden war, aktiv gestaltend mit diesem umgegangen wären, nahm man ihn und seine Dienstleistun-

gen als notwendiges Übel in Kauf. Der Gross- oder Zwischenhandel passte nicht in die Welt, die man herbeigesehnt hatte. Der Biogrosshandel blieb im Bewusstsein verdrängt, für die Versorgung aber existenziell.

Während das Reformhaus schon vor 30 Jahren mit dem Slogan «Direkt ab Hof» für den Quark warb, den er vom regionalen Bioverteiler bezog, dokumentiert das Biohotel heute ausführlich die Bezugsquellen seiner Produkte. Fleisch, Milchprodukte, Gemüse – alles aus der Region, direkt von den Produzenten! Der Biogrossist, der anteilmässig wichtigste Lieferant, blieb damals und bleibt heute unerwähnt. Er hat im vorgezeigten Bild keinen Platz. Das Bild, das uns zusagt, will, dass alles regional erzeugt und direkt beschafft ist. Alles andere verschwindet in einem Bewusstseinsloch. Auf diese kleine Unehrllichkeit treten auch Menschen gerne ein, die sonst die Unehrllichkeit der Werbung verabscheuen. Eine solche kleine Unehrllichkeit kultiviert auch, wer Vertragslandwirtschaft und ähnliche Modelle idealisiert oder gar zum Versorgungsmodell der Zukunft erhebt. Eine Folge davon ist: In einem Bewusstseinsloch wird man nicht aktiv. Es gibt viele Ansätze der Gestaltung von Beziehungen zwischen KonsumentIn und Laden, zwischen Laden und Verteiler, zwischen Verteiler und Produzent, zwischen Verteiler und Grosshandel. Aber es ist nicht chic (nicht cool, nicht sexy – wie auch immer man will), Zusammenarbeitsformen zwischen Grossist, Laden und Produzent öffentlich zu thematisieren. Wen interessieren schon Zusammenarbeitsformen? So entwickeln sich die Formen der «Vermittlung» von Lebensmitteln halt urwüchsig, traditionell oder getrieben von Rationalisierungsbedürfnissen und Renditeerwartungen – wie es scheint aber immer so, dass ein Zustand der Entfremdung eintritt und im



Foto: BODAN

Ein Lager im Biogrosshandel.

Abstand von 20 bis 30 Jahren Initiativen entstehen, die ein Zurück zu den Ursprüngen, zur Natur, zur Landwirtschaft realisieren wollen.

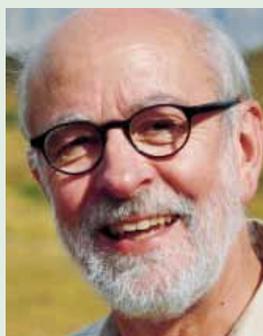
#### Kollateralschäden

Die Verdrängung von unabdingbaren Handelsstrukturen aus dem Bewusstsein, die kleinen Unehrllichkeiten, mag man als unschön beklagen. In dieser Bewusstseinslücke können sich aber auch ganz handfeste wirtschaftliche Niedergänge abspielen. Bio Suisse wies für 2010 Wachstum sowohl bei den Grossverteilern wie beim Ab-Hof-Verkauf aus. Nur der Biofachhandel scheint Rückgänge in Kauf nehmen zu müssen. Aufsehenerregend war die Schliessung des umsatzstärksten Bioladens der Schweiz im vergangenen Frühjahr, des Biosupermarkts Vatter, der in zwei Jahren über 15% Umsatz verloren hatte. Solche Entwicklungen haben selbstverständlich unterschiedlichste Ursachen. Allerdings ist es nicht abwegig anzunehmen, dass just diejenigen KonsumentInnen am offensten für neue Projekte mit «Direktkultur»-Charakter sind, die bisher dem Biodetailhandel/ Bioläden am nächsten gestanden

lichkeit laborierenden Bioläden spürbar sein.

#### Folgerungen

Es geht hier nicht darum, neue Initiativen zu kritisieren, die ein bewundernswertes Engagement vieler Menschen zu mobilisieren vermögen. Ein Anliegen ist vielmehr, dass sich das Bewusstsein der an der Nahrungs-Wertschöpfungskette Beteiligten auf die gesamte Spanne der real existierenden und notwendigen Funktionen von der Produktion bis zum Konsum erstrecken möge. Das beschränkte Bewusstsein, das eine kleine Welt der Direktversorgung als ideal überhöht, bei gleichzeitiger tendenzieller Ablehnung der Versorgungsfunktionen eines Handels, den man gleichzeitig doch benötigt, verzichtet vor schnell darauf, gestaltend auf Produktions- und Handelsbeziehungen Einfluss zu nehmen. Dieses Bewusstsein ist wie das Wochenendhäuschen in unberührter Natur, in das man flüchtet, weil man den Alltag schlecht erträgt und in diesen schon gar nicht verändernd eingreifen mag. Man kann Fluchthaltungen verstehen. Man sollte sie aber nicht als Zukunftsvisionen aufs Podest heben. ●



Matthias Wiesmann gründete den Bioverteiler Horai AG in Bern und war Mitgründer der Via Verde AG. Als Mitgründer und Stiftungsrat der CoOpera Sammelstiftung PUK (Pensionskasse) und Verwaltungsrat der CoOpera Beteiligungen AG begleitet er viele Bio-Engagements dieser beiden Finanzierungsinstitutionen. Als Verwaltungsrat

der Vatterland AG erlebte er Höhe- und Tiefpunkte von Biodetailhandel und -gastronomie, und als Mitgründer und Geschäftsführer / Redaktor von [bionetz.ch](http://www.bionetz.ch) ([www.bionetz.ch](http://www.bionetz.ch)) setzt er sich mit den verschiedenen Problemstellungen der Biobewegung auseinander.

[mwiesmann@bionetz.ch](mailto:mwiesmann@bionetz.ch)/[www.bionetz.ch](http://www.bionetz.ch)

[mwiesmann@coopera.ch](mailto:mwiesmann@coopera.ch)/[www.coopera.ch](http://www.coopera.ch)

Oberkirchstrasse 15, 8500 Frauenfeld

# Vertragslandwirtschaft

Wenn heute von Vertragslandwirtschaft die Rede ist, ist meistens die direkte Zusammenarbeit von Produzenten und Konsumenten gemeint. Beispiele sind die Produzenten-Konsumenten-Genossenschaft in Bern (Hallerladen) oder Projekte wie soliTerre in Genf oder Agrico in Therwil (K+P 2/11), in denen Produkte vom Feld direkt in die Küche wandern und die Abnehmer teilweise sogar selber Hand anlegen. Im Gespräch mit **Hansruedi Schmutz** und **Niklaus Steiner** von der Biofarm Genossenschaft ist **Werner Scheidegger** einer viel älteren und viel weiter gefassten Definition von Vertragslandwirtschaft nachgegangen.

Seit ihrem Bestehen, d. h. seit 65 resp. 40 Jahren, praktizieren die beiden biobäuerlichen Selbsthilfe-Organisationen AVG Galmiz (heute bioGROUPE) und Biofarm Kleindietwil Vertragslandwirtschaft. Allerdings nicht so, dass die Kundinnen ihr Gemüse oder ihre Getreidekörner direkt auf dem Hof abholen oder von diesem ins Haus geliefert bekommen. Die vertragliche Zusammenarbeit besteht darin, dass die Genossenschaft mit den ihr angeschlossenen Produzenten Anbau- und Abnahmeverträge über Menge und wenn möglich Preis von Produkten abschliesst und auf der andern Seite sich aufgrund ihrer Statuten und Leitbilder verpflichtet, diese in treuhänderischer Funktion für die Erzeuger so gut als möglich zu vermarkten, statt die Preisbildung den unberechenbaren Kräften des sog. freien Marktes zu überlassen.

## Gegengewicht zur Globalisierung

«Vertragslandwirtschaft bildet ein Gegengewicht zur Globalisierung und Deregulierung nach Aufhebung der staatlichen Preisbindung für Ackerprodukte wie Kartoffeln, Getreide und Milch», sagt Niklaus Steiner. «Ohne eine solche Zusammenarbeit könnte eine Reihe von Produkten in der Schweiz mit ihrem hohen Kostenniveau gar nicht mehr angebaut werden. Beispiel Verarbeitungserdbeeren: Aufgrund von Berechnungen der Produktionskosten

kommen wir auf einen Produzentenpreis von Fr. 6.80/kg. Polen oder die Türkei können in Knospequalität für Fr. 3.00/kg liefern.» Es gibt aber gute Gründe, einen vielfältigen Anbau im Land selber zu ermöglichen: kurze Transportwege, Überschaubarkeit, Erhaltung der Kulturvielfalt und -landschaft usw.

Ein anderes Beispiel ist Brotgetreide. Der Preisunterschied zum Importbiogetreide beträgt 30 bis 40 Franken pro 100 Kilogramm. In Zusammenarbeit mit der Bio Suisse betreut Niklaus Steiner die gesamtschweizerische Koordination für Biogetreide. «Den mit den Produzenten vereinbarten Richtpreis können wir bei den Mühlen nur realisieren, weil die Bio Suisse in ihren Lizenzverträgen für die Vergabe des Knospe-Labels einen verbindlichen Anteil Inlandgetreide vorschreibt. Ohne eine solche vertragliche Regelung wären Richtpreise eine Illusion. Hier sehe ich unsere wichtige Aufgabe und Funktion als bäuerliche Selbsthilfeorganisation, alle Marktteilnehmer an einen Tisch zu bringen und gemeinsam eine von allen getragene Lösung zu finden. Fairtrade somit nicht nur für Bananen- oder Kaffeeproduzenten in Südamerika, sondern auch für die Schweizer Bauern. Allerdings ist unsere Position mit einem Inlandanteil von nur rund 25% bei Biobrotgetreide recht komfortabel.»

## Neue Definition von «Region»

Ein zentrales Anliegen der meist noch jungen Initiativen zur Direktvermarktung ist die Regionalität. «Aus der Region für die Region» ist ein beliebter Werbeslogan. Für die Biofarm ist die Region gleichbedeutend mit Schweiz,

d. h. mit einem Raum mit gleichem Kostenumfeld, an dem sich alle Produzenten beteiligen können, nicht nur solche im Emmental, Seeland oder Tösstal. Dieses Kostenumfeld ist z. B. für Äpfel im Wallis oder am Bodensee vergleichbar. Nicht aber das Klima.

## Die Biofarm Genossenschaft als Bindeglied zwischen Produzent und Konsument

In ihren Statuten verpflichtet sich die Genossenschaft zur Förderung des biologischen Landbaus, und sie will mit ihrer Tätigkeit das Bewusstsein für ökologische Zusammenhänge und die Ehrfurcht vor dem Leben bei Bauern und Konsumenten wachhalten.

Sie versteht sich als Bindeglied zwischen Produzent und Konsument. Die Mitgliedschaft steht allen CH-Knospe-Produzenten sowie nichtbäuerlichen Personen offen, und die Mitarbeit im Vorstand von Vertreter/innen auf Handel und Konsumentenschaft ist ausdrücklich erwünscht und durch die Rechtsform der Genossenschaft gewährleistet.

Die Genossenschaft fasst das dezentrale Angebot ihrer Mitglieder und weiterer Lieferanten zusammen und verschafft ihnen einen einheitlichen Marktauftritt auf nationaler Ebene. Dazu arbeitet sie mit zielverwandten Organisationen zusammen.

Ihren statutarischen Auftrag setzt sie gemäss ihrem Leitbild auf drei Ebenen um:

- auf der methodischen Ebene, indem sie ihre Produzenten beim Anbau berät und ihnen Zugang zur Entwicklung in der einschlägigen Forschung verschafft;
- auf der kommerziellen Ebene, indem sie ihre Produkte vermarktet und bei ihren Marktpartnern Verständnis weckt für die spezifischen Anbaubedingungen und das Kostenumfeld in der Schweiz;
- auf der ideellen Ebene, indem sie bei Handelspartnern und Endverbrauchern auf die Zusammenhänge von Anbau, Verarbeitung und Konsum hinweist und sich dabei an den Grundsätzen von Fairtrade orientiert. (Vergl. K+P 2/03)

Also ist es nicht sinnvoll, alle Äpfel für die östliche Landeshälfte am Bodensee und für den westlichen Landesteil im Wallis zu produzieren, weil einzelne Sorten im trockenen Walliser Klima leichter mit den für den Biolandbau bestehenden Richtlinien anzubauen sind, aber auf der andern Seite auch von der Bevölkerung der anderen Landesteile gekauft werden möchten, gibt Hansruedi Schmutz zu bedenken. Standortgerechte Produktion ist zudem ein zentrales Anliegen des Biolandbaus. Bei Spezialkulturen wie Sonnenblumen oder Lein wiegt dieses Argument noch schwerer. Erst recht fallen solche Überlegungen bei verarbeiteten Produkten ins Gewicht. Ausser bei Milch und Fleisch gibt es kaum mehr lokale Verarbeitungsstrukturen. Würde der Begriff Region zu eng gefasst, müssten weite Teile des Landes und vor allem das Berggebiet auf grosse Teile des heute üblichen Warenangebots verzichten. Andersherum würden bei zu enger Definition von Region Produzenten in den Randgebieten ausgeschlossen oder die Verarbeitung von Kleinstmengen würde unbezahlbar.

### Gesellschaftsvertrag mit der nichtbäuerlichen Bevölkerung

Im Gespräch kommen wir noch auf einen ganz anderen Aspekt

und Inhalt des Begriffes Vertragslandwirtschaft zu sprechen. Die schweizerische Landwirtschaft mit ihren noch etwa 3% Anteil an der Gesamtbevölkerung ist mit den übrigen 97% einen Gesellschaftsvertrag eingegangen. Dafür, dass die Landwirtschaft den Boden bebaut und dadurch die Landschaft pflegt, einen grossen Teil der Ernährungssicherheit gewährleistet und zur dezentralen Besiedelung beiträgt, sichert ihr der nichtbäuerliche Teil des Volkes einen wesentlichen Teil des Einkommens in Form von Direktzahlungen zu. Die ganze Bevölkerung ist damit in diesen Einkommensausgleich eingebunden, nicht nur die wenigen Gutwilligen, die zufällig Zugang zu einer lokalen Initiative am Stadtrand haben. Dass die Bauernfamilien dafür ökologische Auflagen zu erfüllen haben, ist vor diesem Hintergrund logisch und verständlich. Ein grosser Vorteil aller lokalen Projekte von Direktvermarktung ist der Informationsfluss zwischen Stadt- und Landfrau am Marktstand, im Hofladen, bei Direktlieferung einer Gemüsekiste oder ggf. im Gespräch bei gemeinsamer Arbeit und Erfahrung auf dem Gemüsefeld. Für einen Grosshändler wie die Biofarm müssen andere Wege gesucht und gefunden werden: Informationen

Foto: Niklaus Steiner



Biobäuerinnen und Biobauern beurteilen die Ölleinversuche von Agroscope Art Reckenholz und Biofarm. Der Austausch unter den Bauern dient auch der Suche nach der optimalen Kulturführung.

auf der Verpackung, Hauszeitschrift, Beiträge in Publikumszeitschriften, Kundenbriefe oder Newsletter via E-Mail (unter [www.biofarm.ch](http://www.biofarm.ch) zu bestellen). Diese Zeilen und der Beitrag von Matthias Wiesmann in dieser Nummer möchten zum Verständ-

nis dafür beitragen, dass zu einer guten Beziehung zwischen der bäuerlichen und der nichtbäuerlichen Bevölkerung, zwischen Produktion, Verarbeitung, Handel und Konsum verschiedene Formen der Zusammenarbeit möglich und nötig sind. ●

*Biofutter ist Vertrauenssache*

**Wir packen es an - machen Sie mit!**

**Eiweiss aus der Schweiz**

Soja mit Weisskleewürfel ersetzen



Die Schweiz ist ein Grasland - nutzen wir doch unsere Ressourcen!  
Ein gutes Argument mehr für Bio

Unser Berater für swiss green protein:  
Andreas Elliker 079 792 84 31



Tel. 056 201 40 23 / [info@biomuehle.ch](mailto:info@biomuehle.ch)

**Investieren Sie  
in eine bessere  
Zukunft...**

Zeichnen Sie ABS-Aktien und ermöglichen Sie damit das weitere Wachstum der Alternativen Bank Schweiz (ABS), welche sinnvoll und transparent in die reale Wirtschaft investiert. Mit Ihrer Beteiligung kann die ABS nachhaltige Projekte und Unternehmen zum Beispiel in den Bereichen erneuerbare Energien, soziale Unternehmen oder der biologischen Landwirtschaft fördern.



Gut gibt es diese Alternative:  
Telefon 062 206 16 16 oder  
[www.abs.ch](http://www.abs.ch)

menschlich innovativ sozial  
kreativ alternativ ethisch  
solidarisch transparent alternativ

# Heutige Ideen der Gemeinschaftslandwirtschaft im Vergleich mit früher und anderswo

Interview mit Stephan Rist, Erforscher lokaler bäuerlicher Nachhaltigkeit.

**Nikola Patzel fragt für K+P: Mit Gemeinschafts- und Vertragslandwirtschaft entwickeln sich in der Schweiz zurzeit neue soziale Formen im Landbau. Auch mehreren sich die Betriebskooperationen und Hofgemeinschaften. Was ist da los?**

**Stephan Rist:** Die Leute sind konkurrenzermüdet geworden. Sie versuchen, auf dem Boot zu bleiben, aber dann sehen sie, wie die anderen untergehen. Dieses Untergehen wird Strukturwandel genannt. Es ist den Menschen aber nicht gleich, wenn eine Familie, mit der man bisher kooperiert hat, den Betrieb zumachen muss. Da häuft sich Frustration an, und die Leute fragen sich brennend, wie sie sich orientieren sollen. – Andererseits werden sich im urbanen Bereich immer mehr Menschen bewusst, dass sie auf Kosten von anderen Menschen und anderen Ländern leben, wobei sie trotzdem auch selbst finanziell immer mehr unter Druck geraten. Auch hier wird «Konkurrenz-Fitness» als – problemverstärkendes – Lösungsrezept forciert. Doch viele merken: Die Kooperation ist doch die bessere Strategie! Mit Betriebskooperationen, aber auch durch Vertragsanbau, z. B. in Produzenten-Konsumenten-Genossenschaften, lassen sich neue Formen der Landwirtschaft und Ernährung schaffen.

**Es gab ja immer wieder Wellen der Rück- und Neubesinnung im Bereich Landwirtschaft und Ernährung, hier zuletzt in den 68ern. Viele Initiativen sind gescheitert, andere sind geglückt. Warum?**

Wenn neue Initiativen scheitern, liegt das oft daran, dass sich die

«Aussteigerkreise» bzw. Neueinsteiger in den Landbau nicht genug mit den bäuerlichen Kreisen verbinden konnten. Die sind aber nach wie vor die Basis der Landwirtschaft. In unserer Forschung wurde mir bewusst: Das Bauernsein hängt mit einem reichhaltigen Netzwerk aus Wissen und Weisheit zusammen, das weit über das hinausreicht, was einzelne Personen sich über formale Ausbildung aneignen können. Auch in Afrika und Südamerika zeigte sich: Neue Vorhaben von umwelt-, sozial- und kulturgerechter Nahrungsproduktion gelingen dann am besten, wenn sie von einer Gemeinschaft getragen werden, in der die Erfahrungen *aller gegenwärtig Beteiligten* genauso wie die Erfahrungen *vorangehender Generationen* berücksichtigt werden. Bauernsein hat eine ganz persönliche Seite, bei der die Individuation – verstanden als Wachstumsprozess inklusive Verinnerlichung und handfester Verkörperung von sozialen und kulturellen Werten – eine grundlegende Rolle spielt.

Aus der Ganzheit unserer auch körperlichen Persönlichkeit heraus spüren wir, dass wir dem Sog der Heilsversprechungen des enthemmten Individualismus und seines ökonomischen Bruders, des neoliberal begründeten Kapitalismus, widerstehen müssen; wir spüren auch, dass wir die Kraft dazu haben! Wie uns die neue Agrarsoziologie lehrt, kann aus dieser Kraft wirklich Neues entstehen, das sich nicht selbst verliert in einseitig konstruierten Identitäten oder in intellektualistischen oder materialistischen Handlungskonzepten. Diese Kraft zum Widerstand sucht sich gera-

de auch im Bereich der Landwirtschaft, oder besser gesagt: der Agrikultur, Wege zum Durchbruch. Die mit landwirtschaftlichen Tätigkeiten verbundenen *Menschen* wollen weder auf marktwirtschaftlichen Heilswegen verenden, noch in der Staatswirtschaft untergehen. Neo-Allmenden oder Gemeinwirtschaften erscheinen ihnen zunehmend als passenderer Weg für die Gestaltung der Zukunft.

Übrigens: Dass ein Teil der Initiativen in den 68ern gescheitert ist, bedeutet nicht einfach «vergebene Liebesmüh». Sondern das gehört zu einem gesellschaftlichen

Lernprozess. Sogenanntes «Scheitern» wird damit zu einer wichtigen Quelle für zukünftige Erneuerung!

**Gibt es bestimmte Organisations- und Rechtsformen, die für neue soziale Initiativen in der Schweizer Landwirtschaft aus deiner Sicht am besten geeignet sind?**

Wenn die Gemeinschaftsebene so weit verschwunden ist wie bei uns, dann gibt es nicht *die* richtige Art, sie wieder zum Leben zu erwecken. Das ist etwas, das aus jeder speziellen Situation heraus neu entstehen muss. Die überbetriebliche Zusammenarbeit zum



«Eine Bauerngemeinschaft in den Anden Boliviens. Durch gemeinschaftlich organisierte, über das ganze Jahr verteilte Gedenkfeiern an Vorfahren und deren gemeinsamen Ursprung – Mutter Erde –, werden Jahreszeiten auch sozial und geistig nachgefühlt. Die fortwährende Erneuerung dieser kollektiven Erinnerungen hat eine äussere Erscheinung, die sehr dynamisch auf Veränderung reagiert: Filzhüte, Kunststoffhosen, Brot, Bier, Eukalyptusästchen usw. sind alle kolonialen Ursprungs. Dennoch dienen sie dazu, die den indigenen Gemeinschaften eigenen inneren Werte in einer neuen – selbstverständlich nicht freiwillig gewählten – kolonial geprägten Umgebung zu erneuern. Zwischen diesen Polen entfaltet sich ein ungeheuer grosses Lernfeld, das weit über die idealistisch verkürzten dualistischen Entweder-oder-Weltsichten hinausreicht. Gemeinschaft steht deshalb als eigenständige Grösse zwischen Individualität, Staat und Gesellschaft.»

Beispiel entsteht erstmal im informellen Bereich, ohne Satzungen oder Reglemente. Die neue Gemeinschaft wächst aus der Zusammenarbeit zwischen eigenständigen Ansichten und Betrieben heraus. Auf dieser Grundlage werden sich mittel- und langfristig einige Modelle mehr etablieren als andere.

Ob früher, anderswo oder hier und jetzt: Gemeinschaftseigentum fördert die Bildung und Erhaltung von Gemeinschaften enorm. Dabei wirkt es privater oder staatlich organisierter Ausbeutung von Mensch und Natur entgegen. Gemeinschaftseigentum ist eine der zukunftsweisenden Eigentumsformen ganz allgemein: Es ist weder Privateigentum – das ja den immer ungeheureren Auswüchsen der globalen kapitalistischen Wirtschaftsordnung zugrunde liegt, noch ist es Staatseigentum – das dem ebenfalls gescheiterten «Realsozialismus» zugrunde lag. Wir haben es hier also mit der zurzeit einzigen wirklich zukunftsweisenden Eigentumsform zu tun, wie auch Toni Negri und Michael Hardt in ihrem neuesten Buch «Common Wealth – Das Ende des Eigentums» darlegen. Aber Vorsicht: Gemeinschaftseigentum ist eine gute *Bedingung* für gute neue Gemeinschaft, aber erzwingen kann sie sie sicher nicht.

**Früher war die Landwirtschaft auch hier sehr stark gemeinschaftlich organisiert. Sie war auch voller sozialer Regeln, Verhaltensnormen und Tabus. Es wurde dann von vielen als grosser Fortschritt gesehen, aus diesen sozialen Normen herauszukommen und die Individualisierung zu gewinnen.**

Heute gibt es keinen sozialen Zwang mehr zur Kooperation. Aber die Erfahrung des Individualismus führt zur Einsicht, dass man ohne Kooperation langfristig nur verlieren kann. Wenn sich heute Gemeinschaftlichkeit wiederbelebt, dann geschieht das aus

Einsicht in die Notwendigkeit der Zusammenarbeit. Das bedeutet, dass wir Menschen von heute aus voller individueller Freiheit zur Kooperation finden müssen. Sie wird sozusagen zum Produkt individueller Entfaltung. Deshalb darf man den neuen Gemeinschaften auch kein Korsett von aussen geben und nicht vorschreiben, wie das zu gehen hat. Die Freiräume zu erhalten oder wieder zu schaffen, in denen Menschen selbstbestimmt ihre eigene Gemeinschaftlichkeit aufbauen können, ist viel wichtiger als die Frage nach einer «richtigen» Form.

**Früher war das «Gemeinwerk» in der Schweiz ein Element der Dorfgemeinschaft. Dass man also nicht nur neue Wege, sondern auch neue Häuser einzelner Familien teilweise in Nachbarschafts- und Dorfhilfe gebaut hat. Aber auch in ländlichen Gemeinden ist heute die soziale und Berufsstruktur völlig anders als damals. Kann es da noch Ähnliches wie Gemeinwerk geben?**

Die Frage ist: Wie können gegenseitige Hilfen wieder Teil der Gesellschaft werden? Durch die starke Arbeitsteilung heute ist ein direkter Austausch von Arbeitskraft oft nicht mehr möglich. Aber viele Menschen suchen nach neuen Tauschmitteln. Als die ersten Banker das Geld mit dem Zins verkuppelten, wurde es zum Erzfeind der gegenseitigen Hilfe. Aber nun könnte man wieder «Talente», «WIR-Gutscheine», Regionalwährungen oder was auch immer einführen, das die einzige Funktion hat, einander zu helfen und die Kooperation in einer arbeitsteiligen Gesellschaft zu unterstützen. In vielen Ländern gibt es solche Initiativen.

Eine andere Möglichkeit ist das «Zeitgeld»: Man leistet etwas für jemand anderen, und das wird aufgeschrieben. Dann bekommt man von diesem oder jemand Drittem ebenfalls eine Zeiteinheit Unterstützung zurück. Das kann

auch indirekte Zeit sein, z. B., indem jemand mit einem Nahrungsmittel einen Anteil seiner Zeit eines Landwirtschaftsjahres gibt, und das beispielsweise mit Handwerkerzeit verrechnet. Man kann heute ja genau erheben, wie viel Arbeit in jedem Produkt oder in jeder Maschine effektiv drinsteckt.

**Wie machen das andere, nicht so stark monetarisierte Kulturen?**

In Bolivien zum Beispiel findet man problemlos ein bis zwei Dutzend Kooperationsformen, bei denen der Ausgleich nicht über Geld geht. Zum Beispiel hilft einer dem anderen einen Tag lang bei der Ernte und erhält dann einen Tag Arbeit zurück, wenn er es braucht. Da existiert eine Art von Zeitgeld, über die auch genau Buch geführt wird.

**Gibt es dort auch eine Art von Zusammenarbeit, wo man nicht Arbeitszeit austauscht, sondern durch Mitarbeit einen bestimmten Anteil an der Ernte erwirbt?**

Ja, das nennt sich «Compania»: Familien, die wenig Fläche, aber viel Arbeitskraft haben, helfen solchen, die mehr Fläche als Arbeitskraft haben. Man bewirtschaftet dann die Landstücke gemeinsam und teilt die Ernte unabhängig von ihrer Grösse untereinander auf. Das führt zu einem Ausgleich für ungerecht verteiltes Land.

**Man könnte das Land auch direkt neu verteilen.**

Ja, das wird in Bolivien traditionell auch gemacht, aber nicht mit dem Besitzrecht, sondern mit dem Nutzungsrecht. Am besten geht das, wenn das Besitzrecht bei der ganzen Gemeinschaft liegt. Dann handelt die Dorfgemeinschaft das Nutzungsrecht der einzelnen Familien unter Berücksichtigung von Zahl und Alter der Familienmitglieder aus. Jedes Familienmitglied soll etwa gleich viel Land nutzen dürfen und sich entfalten können. Das wird alle paar

Jahre neu abgestimmt. In der aktuellen Krise können Grundkonzepte indigener Völker für uns wieder interessant werden.

**Das braucht viel Vertrauen und eine generationenübergreifende Sicht.**

Ja natürlich, und auch eine gewisse Zeit, die man sich nehmen muss, um soziale Probleme zu erkennen und (nicht von oben herab, sondern von Angesicht zu Angesicht gemeinschaftlich) zu lösen. Idealerweise geht das so über viele Generationen. Aber es gibt auch Fälle, wo eine Generation versucht, neue Umgangsformen mit dem Eigentum auszuprobieren. Eine Grenze wird dann erreicht, wenn das Gemeinschaftseigentum aufgelöst wird. Dann verliert die Gemeinschaft ihre physisch-rechtliche Grundlage. Das macht die Kooperation schwerer, aber nicht unmöglich, wie wir an ihrem Aufblühen auch im ländlichen Raum der Schweiz sehen. Auch auf von Privateigentum dominierten landwirtschaftlichen Betrieben kann sich wieder eine Zusammenarbeit ergeben.

**Welche Entwicklungsmöglichkeiten beim Eigentums- und Nutzungsrecht an Boden siehst du für die Schweiz?**

Gute Möglichkeiten bieten neue Allmenden: Der Boden gehört einer sozialen Gemeinschaft. Seine Nutzniessung durch den an der Gemeinschaft teilhabenden Einzelnen kann aber stark individualisiert sein. Wichtig ist aber, dass die individualisierte Nutzniessung an der Wurzel mit einer Gemeinschaft verbunden bleibt.

**Was könnte man in der Schweiz ohne grossen Aufwand an den Rahmenbedingungen ändern, um die Entstehung neuer Formen der Gemeinschaftslandwirtschaft zu erleichtern?**

*Erstens:* Wenn Leute, die eine neue Gemeinschaft bilden wollen, unterschiedlich stark verschuldet

sind, ist das ein Hindernis: Muss eine verschuldete Familie mehr vom gemeinsamen Ertrag erhalten, um ihre Schulden bedienen zu können, oder gibt es für sie Möglichkeiten der Umschuldung? Ein kooperationsfördernder, selektiver Schuldenerlass durch Banken oder Staat könnte da ein sehr wirksames Mittel sein.

*Zweitens:* Die landwirtschaftliche Beratung schaut nach wie vor fast nur auf den jeweiligen Einzelbetrieb. Aber es hätte viel Potenzial, die Probleme des Einzelnen nicht nur einzeln anzuschauen, sondern auch im Kontext der Nachbarschaft und Region. Die begleitete Entwicklung neuer Kooperationsformen kann sehr zukunftssträftig sein.

*Drittens:* Heute wird jedem Einzelnen per Gesetz, Verordnung, Richtlinie und Umsetzungsbestimmung weitgehend vorge-

schrieben, wie er seine Landwirtschaft führen muss. Neu könnten Bund/Kantone und Verbände nur die Rahmenbedingungen und Hauptziele mit bäuerlichen, gemeinschaftlich organisierten Gruppen vereinbaren. Ein erster politischer Ansatz dazu ist das «Ressourcenprogramm» des Schweizer Bundesamts für Landwirtschaft ([www.blw.admin.ch](http://www.blw.admin.ch)). Wenn Menschen in überschaubaren Gemeinschaften selber schauen dürfen, wie sie das mit ihrer Mitwirkung Vereinbarte verwirklichen, unterstützt das stark die Gemeinschaftsbildung. Und es führt natürlich auch zu neuen, zukunftsweisenden Formen der Wissensproduktion. Verschiedene Wissensformen in praktischem Landbau, Beratung und Forschung würden dann weniger um Vorherrschaft konkurrieren, sondern sich gegenseitig mehr unterstützen. ●



Dr. Stephan Rist wuchs im ländlichen Gebiet des Zürcher Oberlands auf. Nach dem Landwirtschaftsstudium an der ETZ arbeitete er am Forschungsinstitut für Biolandbau (FiBL), zuerst in Zug und dann in Bolivien.

Danach doktorte er an der Technischen Universität München (TUM) am Lehrstuhl für Agrarsoziologie. Seit dem Jahr 2000 ist er beim «Centre for Development and Environment (CDE)», am geographischen Institut der Universität Bern. 2006 habilitierte er an der Uni Bern zum Thema «Soziale Lernprozesse zur nachhaltigeren Ressourcennutzung im internationalen Kontext.»

Gegenwärtige Forschungsschwerpunkte sind Transformation von Agrarsystemen, nachhaltige ländliche Entwicklung, transdisziplinäre Forschungsansätze, Dialog und Lernprozesse in der Begegnung verschiedener wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Weltanschauungen.

# Abwehrkraft stärken. Jetzt.

## Strath Aufbaupräparate

- ✓ erhöhen die Widerstandskraft
- ✓ fördern die Konzentration
- ✓ steigern die Vitalität



Made in Switzerland



**Strath®**  
Aufbaupräparat

[www.bio-strath.ch](http://www.bio-strath.ch)

# Wo Wind und Ross sich «Guten Tag» sagen

Eine sympathische Berner Stimme zur Mittagszeit auf Radio DRS2, das Chlefele, die Musik von Pferdegeschirr, Hufgetrappel, so tönte ein Porträt über Henri Spychiger am 29. 12. 2010. Ich hörte nur einen Teil der achtminütigen Sendung, aber sie liess mich nicht mehr los. Monate später habe ich sie via das Stichwort Pferdezug auf drs2.ch wieder gefunden und wieder gehört und beschlossen, über den, der mit den Pferden bauert, auch im K&P zu berichten, weil Pferde und Landwirtschaft sehr gut «zu uns» passen: Am einen Ende die neuen, modernen Landbauformen, das urban farming, die Vertragslandwirtschaft usw., am anderen Ende die uralte, symbolstarke und doch wieder aktuell werdende Arbeit mit Tieren.

Fotos: Christian Gamp



**Ein Hofbericht von Christian Gamp.** Einfach allerdings ist er nicht: Der Umgang mit Pferden auf einem grösseren Hof wurde «früher» Spezialisten, den Karrern, übertragen, und diese hatten ihr Wissen oft von den sogenannten hippomobilen Truppen (Kavallerie, bespannte Artillerie, Train). Hier zeigte sich, welche Genauigkeit, welche Disziplin, welche Professionalität der Umgang mit Arbeitspferden erfordert. Der diesen Betrieb prägende Henri Spychiger wuchs in dieser Welt auf, zwischen einem Hof in der Wohngemeinde im Unterland, mit perfekter Pferdehaltung eines Karrers, und dem Hof seines Grossvaters, der 12 km vom Mont Crosin entfernt ebenfalls mit Pferden geschirrte. Er wurde einer der letzten Offiziere in der Kavallerie, mit 20 Jahren kaufte er sich ein eigenes Ross. Diese starke Prägung durch das Pferd sei heute kaum mehr möglich. Henri Spychiger ist stolz als Bauer und Pferdeführer,

und dieser Stolz gebe ihm Kraft, auch für lange Arbeitstage. Pferdezug sieht er lieber in Männer-, denn in Frauenhänden, da eine Frau körperlich schneller an ihre Grenzen komme. Da die Arbeit mit Pferden Leidenschaft, kombiniert mit gründlicher Ausbildung und auch guter körperlicher Kondition, erfordert, ist Henri Spychiger sehr vorsichtig, andere zur Pferdearbeit zu motivieren.

Als er den Hof 1975 als junger Agronom HTL mit einer Berater-tätigkeit von einem Kanada-Auswanderer gekauft hatte, war er gezwungen, mit minimalen (Maschinen-)Kosten zu bauern. Noch so gerne beschränkte er sich darum auf Pferdezug. Seine bis heute guten Buchhaltungsergebnisse, im Unterschied zu grossen, modernen Betrieben seiner Region mit Eigenkapitalsverzehr, zeigen, dass das wirtschaftlich gut möglich ist.

Der ältere Hof von Spychigers liegt an der Kante des Hochpl-

taus Mont-Crosin ob Saint-Imier. Die überall sichtbaren Kalksteine, die Trockenmauern und Baumhecken und grossen Weideflächen bestimmen das Landschaftsbild. Die Vegetation scheint deutlich karger, kleiner als im Tal, dies liegt sicher am rauerem Wetter hier oben, am Wind, der die mittlerweile 16 riesigen weissen Wind-

kraftwerke fast ununterbrochen sausen lässt, und am flachgründigen Boden der verwitterten Kalksteine. Trotzdem hat Henri Spychiger früher bis zu 5 ha Äcker mit den Pferden bestellt (Hafer, Saatkartoffeln). Aus agrarpolitischen und arbeitswirtschaftlichen Gründen, und weil es wirklich eine absolute Grenzlage ist, gab er



*Arbeitsgeschirre, alle vom selben, inzwischen verstorbenen Sattler gemacht.*



*Zwei Wagen für Personen, einer mit Vorwagen für Dünger- und einer für Mist-Transport und -Verteilung.*

den Ackerbau auf. Dafür wurde der Windmühlen- und Solar-Energie-Tourismus im Gebiet Mont-Soleil/Mont-Crosin immer wichtiger. Henri Spychiger gefällt der Kontakt zur nichtbäuerlichen, energieinteressierten Bevölkerung, aber er sieht auch die Probleme des Tourismus: Verkehr, Abfall, Hunde auf den Weiden.

Weil das Ehepaar kinderlos war, konnte sich Henri Spychiger in diversen Institutionen engagieren. Er war zehn Jahre Präsident des Schweizerischen Freiburger-Zuchtverbandes, war Präsident der Wasser- und Wegbaugenossenschaft der Region, machte in der landwirtschaftlichen Berufsbildungskommission Jura/Westschweiz mit, war im Vorstand der Landwirtschaftskammer des Berner Juras und ist an verschiedenen Orten Ausbilder für Pferdezug. Er schätze die intellektuelle Herausforderung und sah in das Innerste von Betrieben und der gesamten Landwirtschaftspolitik. Doch mit zunehmendem Alter wurde ihm das Aufstehen um 5 Uhr, das Arbeiten bis vor 19 Uhr, dann das Sitzungsvorbereiten bis 23 Uhr zu viel. Heute reicht ihm schon eine Sitzung pro Woche überaus.

Ein Ehepaar um die 60, das seit 36 Jahren auf einem abseits, inmitten einer besonderen Landschaft gelegenen Hof auf eine ganz spezielle Art bauert, weckt in den Besuchern fast automatisch Fragen nach irgendeiner Bilanz: War es nie zu viel, wie steht es mit der Müdigkeit, war und ist es ein richtiger

Weg, wie geht es nach der «Pensionierung» weiter? Natürlich sei er oft müde, meint Henri Spychiger darauf, aber es sei eine gesunde Müdigkeit, die am Morgen wieder verschwunden sei. Auf die abnehmende körperliche Leistungsfähigkeit habe er reagiert, indem er den Ackerbau nach und nach aufhörte und seine Ämter abgab.

Je länger er Bauer sei, desto begeisterter sei er dies, aber desto enttäuschter sei er von den Berufskollegen, von Landwirtschaftspolitik und -ämtern. Die Gesellschaft habe von Landwirtschaft nicht viel begriffen. Und Bauernbetriebe, die zwar top ausgestattet sind, aber nur dank dem Lohn der Ehefrau überleben können, seien doch verkehrt. Für Henri Spychiger müsste man vor allem auf den nicht ackerfähigen Böden Vieh halten und auf den guten Böden des Mittellandes vor allem Pflanzenbau betreiben. Der stetige Kulturlandverlust in der Schweiz und weltweit, die immer wieder wütenden Hungerkatastrophen beschäftigen ihn stark, auch das Thema Energie und Landwirtschaft. Ich merke, hier habe ich ein Gegenüber gefunden, das sich schon lange und viel überlegt hat und unabhängig vom Bioforum auf ähnliche Ideen gekommen ist, und mit dem man noch stundenlang diskutieren könnte.

Auch auf die Hofnachfolge im Jahr 2014 haben sich Spychigers schon gewissenhaft vorbereitet. Sehr wahrscheinlich kauft ein ehemaliger Praktikant mit seiner

Familie den Hof und wird auf Mutterkuhhaltung umstellen, dafür mehr Energie in die Pflege des Windkraft-Tourismus stecken (nicht nur Pferdewagenfahrten, sondern auch Bewirtung von Besuchern usw.). Das Ehepaar lässt sich bereits einen «Alterssitz» 8 km vom Mont Crosin bauen: Genug weit weg, aber dennoch nicht zu weit, um gelegentlich helfen zu können, wenn man sie braucht.

Ganz kurz vor dem Abschied kommen wir noch einmal zurück zum eigentlichen Thema Pferdezug und schauen uns die dazugehörigen Maschinen an. Königsdisziplin ist das Fahren des Seitendrehers, es muss sehr genau gefahren werden, erfordert viele Handgriffe und ist extrem gefährlich, wenn die Pferde (oder der Fahrer) das Falsche machen. Die nächste Arbeit beim Heuen, das Zetten (Kreiselwenden), macht der Traktor, dann kommen wieder die Pferde zum Zug am Haspelwender, der das angedörnte Gras nur noch lockert. Geschwadet wurde mit einem umgebauten Traktor-Kreiselschwader und seit einem Jahr mit einem leicht modifizierten Traktor-Sternradrechen, der auch mit einem Vorwagen, zweispännig, gezogen wird. Obwohl der amerikanische Has-

pelwender für Pferdezug gebaut wurde, ist er viel zu schwer konstruiert, und der elegante, italienische Sternradrechen ist sowieso viel zu massiv gebaut, weil die Maschine für Diesel-PS konstruiert ist: Hier liegt noch ein grosses Entwicklungspotenzial für die Zukunft, da es beim Pferdezug auf jedes unnötige Kilogramm weniger ankommt. Ein anderes Problem sei die mangelnde Kenntnis der die Pferdearbeit beobachtenden Zuschauer: Diese haben sehr schnell das Gefühl, die Pferde müssten leiden, würden geschunden, wenn sie zu schwitzen und schwerer zu atmen beginnen. Am strengsten ist die Rückarbeit (Baumstämme ziehen). Hier kann es selten einmal vorkommen, dass Henri Spychiger das ihm sehr beschämende Gefühl bekommt, zu viel verlangt zu haben, das merke er am starren, ausdruckslosen Blick des Pferdes nach der Anstrengung.

Pferdezug ohne dieses Gschpüri für das richtige Mass ist nicht möglich. Damit bedingt die Nutzung der tierischen Leistung als «nachhaltigstes» Hilfsmittel beim Bauern wieder einen nachhaltigen, respektvollen, die Grenzen erkennenden Umgang mit den Arbeitstieren. ●

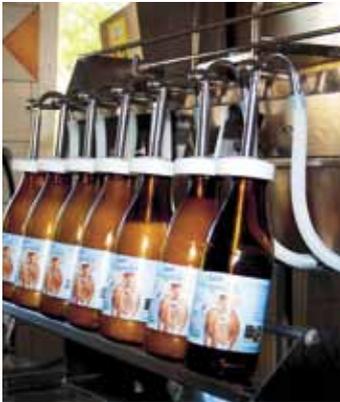
#### Stichworte zum Betrieb

- Henri und Marianne Spychiger-Allemand, Sur-la-côte, 2610 Mont Crosin, 1200 m ü. M.
- Meist 2 Lehrlinge (der neueste ist der 45.!).
- 6 Freiburger Arbeitspferde aus eigener Zucht, davon 1 Zuchtstute und 2 Jungpferde.
- Ca. 25 Milchkühe (Holstein und Jersey), die Milch geht nach Saint-Imier für Tête de Moine. Aufzucht macht ein Nachbar.
- 40 ha landwirtschaftliche Nutzfläche (50% Mähwiesen, 50% Waldweiden), 5,3 ha Wald, 1,7 ha «unproduktiv».
- Im Winter werden ca. 100 m<sup>3</sup> Holz geschlagen und mit Pferden gerückt.
- Allrad-Traktor für Kreisler, Ladewagen und Güllenfass.
- Mähen, Wenden, Schwaden des Grases mit Zweiergespannen (also 2 PS, also etwa die Leistung von 20 Menschen), Kutschenbetrieb im Sommer mit verschiedenen Wagen.

# Die Milch so trinken, wie sie aus dem Euter kommt

Milch zum Rohmilchverkauf erzeugen: Eine Chance auch für die Kühe und ihre Halter? Das Hofgut Rengoldshausen darf als einer von drei bis vier Biomilcherzeugern im Land Baden-Württemberg rohe Milch in den Handel bringen. Das heisst, keine Pasteurisierung schützt die Milchtrinker vor den Gefahren, die der Milch sonst anscheinend innewohnen. Wie bekommen die Kühe und Menschen so gute Milch hin? Und unter welchen Voraussetzungen ist ihr Verkauf erlaubt?

Foto: Rengo



Milchabfüllung auf dem Hof.

Foto: Nikola Patzel



Neugeborenes mit seiner Mutter.

**Nikola Patzel.** Gleich nach der Begrüssung führte mich die Bäuerin Mechthild Knösel zu einem bestimmten «Zimmer» des grossen, offenen Stalles, da kam es so gleich ans Licht: das jüngste Kalb. «Ich wollte in der Nähe sein, aber die Kuh hat meine Hilfe nun gar nicht gebraucht», freut sich die Stall-Chefin. Dann erklärt sie ihr Kälberaufzucht-konzept, «das wir mit den Kühen zusammen entwickelt haben.»

## Kälber

Die ersten drei Wochen nach ihrer Geburt bleiben die Kälbchen ganz bei ihrer Mama. Danach sind sie in der Kälbergruppe ein Abteil nebendran, kommen aber noch während 15 Wochen zweimal täglich zu ihren Müttern für eine halbe Stunde, zum Berühren, Trinken und abgeschleckt werden. «Das gibt schnell wachsende, gesunde Kälber und glückliche Kühe.» Mehr gemeinsame Zeit am Tag bräuchten sie nicht zusammen, dann ziehe es die Kühe zur Herde und die Kälber in ihren Bereich. Für die Eutergesundheit ist wichtig: Sie sollten auch dann regel-

mässig geleert werden, wenn das junge Kalb gar nicht alle Milch trinken kann und die Kuh einer zusätzlichen Melkmaschine angesichts des Kälbchens nie alles gäbe. Also melkt man vor und schaut dann, dass Kälber und Kühe jeweils im Verhältnis 5:2 zusammenkommen, «damit die Euter immer leer sind und die Kälber immer satt.» Wenn das Kalb dann von der Kuh getrennt und «abgestillt» wird, sei erstmal Herzschmerz da. «Aber wir spüren auch die Dankbarkeit der Tiere, dass sie bei uns ihre eigenen Kälber aufziehen dürfen.»

## Zucht und Futter

«Unsern Zuchtbullen haben wir immer nur ein bis zwei Jahre, damit er nicht seine Töchter deckt.» Und seit fünf Jahren haben sie von der «einseitig auf Milchleistung getrimmten Brown Swiss» auf Schweizer Originalbraunvieh umgestellt: «Das ist als gutes Mehrnutzungs-rind besser als das, das wir vorher hatten. Es bringt sehr gute Milch und eine gute Struktur fürs Fleisch. Wir achten auch darauf, dass unsere Zuchtbullen von

Höfen kommen, die ähnlich füttern wie wir.»

Die Kühe fressen frisches Gras und Heu als Grundfutter, Kraftfutter bräuchten sie im Normalfall keines. Nur selten mal bekämen einzelne Kühe Getreideschrot oder Ackerbohnschrot. Ob sie es brauchen, sehe man am Energie- und Eiweissgehalt der Milch. Im Winter füttern sie noch sogenanntes «Saftfutter» dazu: Das sind die aussortierten Karotten aus dem Gemüsebau und die Chicoréewurzeln nach der Chicorée-Ernte. Auf Wunsch der Händler würden jeweils 20 bis 40% der jährlichen Ernte an Lagermöhren aus ästhetischen Gründen aussortiert! Die kämen dann immerhin den Kühen zugute.

## Reife und Langlebigkeit

«Mit zwei Jahren, nicht früher, werden unsere Kühe das erste Mal gedeckt, das ist das richtige Alter», meint die Bäuerin. Früher Leistungsdruck auf die Kühe sei unwirtschaftlich, viel besser sei es, auf die Lebensleistung zu schauen. Dann steige die Milchleistung mit zunehmendem Alter: «Unsere älteste Kuh ist 16 Jahre,

und sie gibt am meisten Milch von allen.»

## Stallraum, Hygiene und Kontrollen

Im alten, geschlossenen Anbindestall, der vor elf Jahren durch einen offenen Aussenklimastall (Boxenlaufstall) ersetzt worden ist, sei trotz gleicher Fütterung die Milchqualität viel wechselhafter gewesen: «Da hatten wir zwei getrennte Milchtanks: einen für die Rohmilch von den besten Kühen und einen für die Molkereimilch von den weniger guten Kühen.» Heute gebe es keine weniger guten Kühe mehr, die Gesundheit der Tiere sei viel besser geworden. Die Kühe bringen pro Jahr jeweils etwa 5500 Liter Milch.

Anspruchsvolle Auflagen gibt es für die Hygiene beim Melken: «Wir haben einen vom übrigen Stallraum abgetrennten Melkstand. Beim Reinigen des Euters vor dem Melken wird mit Einmaltüchern gearbeitet, um den Erregerdruck möglichst gering zu halten. Die Milch jeder einzelnen Kuh wird jeden Monat durch das Veterinäramt bakteriologisch untersucht und der Zellgehalt wird

Foto: Nikola Patzel



Der Rengoldshausener Kuhstall bietet viel Platz.

bestimmt.» Milch sei, wie jedes lebendige Lebensmittel, natürlich nie steril. Ob sie den staatlichen Hygienevorschriften genüge, werde zusätzlich auch durch häufige unangemeldete Besuche der Lebensmittelüberwachung im Kühlraum kontrolliert. «Für diese Fremdkontrollen zahlen wir 5000 Euro im Jahr.»

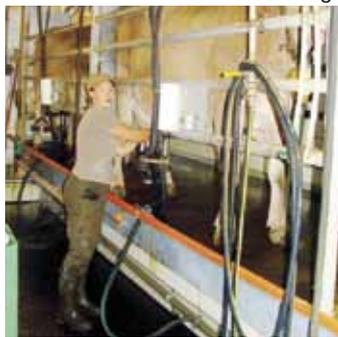
Als langjähriger Konsument der Rengoldshäuser Rohmilch wusste ich, dass es zweimal längere Zeit keine Milch gab, weil Proben schlecht ausgefallen waren. Was war da los? «Unser Reinigungsmittel für die Milchrohre war nicht stark genug. Da hatte sich Milchstein an den Rohrwänden abgelagert, und da drin haben sich Bakterien einnisten können. Wir haben ziemlich lange gebraucht, um herauszufinden, wo das Problem liegt. Aber seit wir diese Gefahr kennen, konnten wir sie vermeiden.»

#### Nachfrage, Vertriebswege, Preise

«Im Winter, wenn die Milchnachfrage am höchsten ist, liefern wir alle unsere Milch als Vorzugsmilch: Zusammen mit unserer Gemüsebox direkt an die Leute und an den Handel; da könnten wir noch mehr liefern. Im Sommer, wenn wir am meisten Milch haben, wird leider weniger nachgefragt, da liefern wir  $\frac{1}{3}$  unserer Milch an die Molkerei. Die Flaschen für die Vorzugsmilch werden jeweils in einer weiteren Molkerei gereinigt, die für den Transport den sowieso nötigen Lieferverkehr mit dem nahegelegenen Bio-Grosshändler mitnutzt.»

**Hof-Info:** In Rengoldshausen bei Überlingen, am nordwestlichen Bodensee, wird seit mindestens 800 Jahren Landbau betrieben. Seit 1932 wird das Hofgut biologisch-dynamisch bewirtschaftet. Gegenwärtig sind es 80 ha Acker, 60 ha Grünland, 30 ha Gemüse- und Samenbau sowie  $\frac{2}{3}$  ha Gewächshaus. Der offene Stall dient 40 Kühen, der gesamten Nachzucht sowie einem Zuchtstier als Unterstand. Rund 40 Menschen leben in diesem Weiler von der Landwirtschaft. [www.rengo.de](http://www.rengo.de)

Foto: Rengo



Mechthild Knösel und Kühe am Melkstand.

In der Direktvermarktung zahlen die Kunden 1,30 Euro/l Milch; der Grosshändler zahlt 96 Cent (empfohlener Endverkaufspreis dann 1,49 Euro), der örtliche Einzelhandel gibt 99 Cent. Die im Sommer mitbelieferte Molkerei überweist ca. 45 ct/l. Trotz diesem enormen Unterschied im Abnahmepreis ist der Nettoverdienst der Landwirtschaft für die Vorzugsmilch nicht viel höher als für die Molkereimilch. Das liegt am gesteigerten Eigenaufwand (Abfüllen, Ausliefern u. a.) und an den höheren Fremdkosten (Flaschenreinigung, Kontrollen u. a.). Trotzdem sind die Bäuerin und die ganze Hofgemeinschaft sehr zufrieden, dass sie Vorzugsmilch verkaufen können und es ihren Kühen gut genug dafür geht. Und den Milchtrinkern, die ja immer mal wieder hören, dass Rohmilch(käse) ziemlich gefährlich sein könne (siehe auch K+P 2/2009), schreiben die Rengoldshäuser aufs Flaschenetikett: «Durch den Verzicht auf jeglichen technischen Eingriff bleibt der naturbelassenen, rohen Vorzugsmilch alles erhalten, was die Natur für das Leben bereitgestellt hat. Das ist der Vorzug!» ●

## «Die Landwirtschaft ist heute eine grosse Energiekonsumentin»

Im zweiten Teil des Interviews mit dem Historiker, Wissenschaftsjournalist und Sachbuchautor Marcel Hänggi geht es – immer im Kontext der Energiefrage – um verschiedene Landwirtschaften, Düngungsarten, die sog. Grüne Revolution und um neue Gestechnologien wie Gentech.

**Markus Schär für K+P:** *In einem Kapitel in «Ausgepowert» gehst du auch auf die Ernährungsfrage ein und sagst, Energie präge die Art, wie wir Nahrung produzieren. Wie tut sie das?*

**Marcel Hänggi:** Im Vergleich verschiedener Formen von Landwirtschaft, wie sie heute existieren, wird das klar. Vielerorts in Afrika haben die meisten Kleinbauern als Energiequelle nicht einmal Zugtiere zur Verfügung, sondern wirklich nur den eigenen Körper, und als Hilfsmittel oft nur eine Machete. Dieser Landwirtschaft entgegen steht die energieintensive, industrialisierte US-amerikanische Landwirtschaft, bei der die körperliche Arbeit am Gesamtenergieaufwand einen Teil im Promillebereich ausmacht. Fast alles basiert hier auf Energie «von aussen»: auf Erdöl und Strom. Damit werden Monokulturen bewirtschaftet, die Hunderte von Hektaren gross sind; Pestizide werden mit dem Flugzeug ausgebracht.

Weiter ist die industrielle Herstellung von synthetischem Stickstoff sehr energieintensiv. Dagegen war es Jahrhunderte lang die Aufgabe des Bauern, Nährstoffe im Boden zu erneuern, vor allem den Stickstoff. Man tat dies durch ausgeklügelte Systeme von Fruchtfolgen mit Leguminosen, durch Tiere, die tagsüber im Wald weideten und dann in der Nacht auf dem Feld koteten. Heute gibt es Regi-

onen, in denen mit zugekauftem Futter intensive Schweinemast betrieben wird. Mit der vielen Schweinegülle hat man dann einen riesigen Stickstoffüberschuss, die Böden werden überdüngt, und die Gewässer sind belastet. Und auf der anderen Seite gibt es Regionen, in denen fast nur Mais angebaut wird, was den Boden auslaugt. Diesem wird dann mit grossem Energieaufwand der fehlende Stickstoff wieder zugeführt. Wir haben den Nährstoffkreislauf massiv aufgebrochen, was vielerorts zu ökologischen Problemen geführt hat.

Historisch gesehen kann man sagen, dass sich der Charakter der Landwirtschaft vor allem im 20. Jahrhundert radikal verändert hat. Nebst der Forstwirtschaft war die Landwirtschaft stets die wichtigste Energielieferantin. Die Forstwirtschaft lieferte Heizenergie in Form von Holz, die Landwirtschaft lieferte Arbeitsenergie – Nahrung für Menschen und Tiere. Aber aus der wichtigsten Energielieferantin ist heute eine grosse Energiekonsumentin geworden. Die Landwirtschaft verbraucht heute mehr hochwertige Energie, als sie produziert. Dieses System kann nur solange aufrechterhalten werden, wie wir billige Energie haben, die wir dem System zuführen können. Fällt diese weg, bzw. würden wir einsehen, dass wir es uns aufgrund des Klimawandels nicht mehr leisten können, weiter unbekümmert fossile Energie zu

nutzen, dann hiesse dies: Wir müssen wieder zurückfinden zu einer Landwirtschaft, die mehr Energieträger produziert als sie verbraucht.

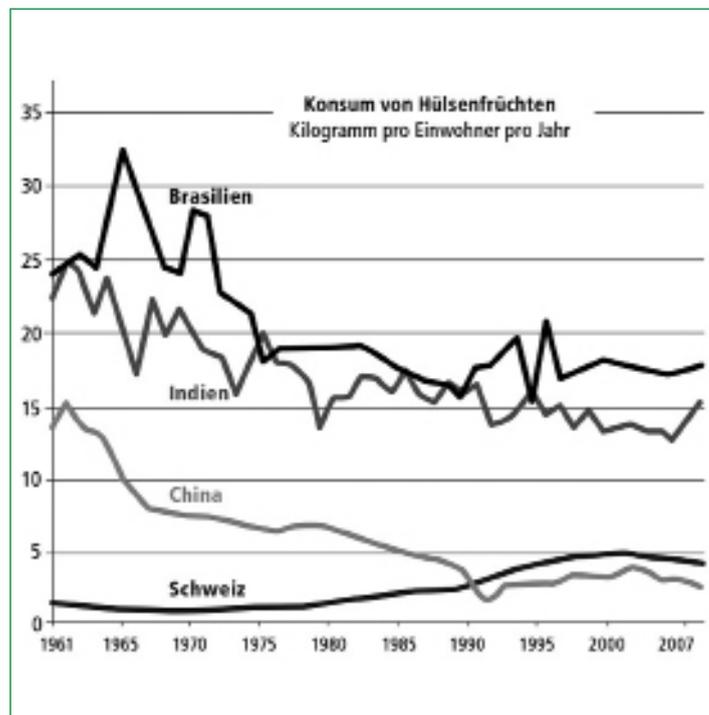
**In welcher Hinsicht ist denn die sog. industrielle Landwirtschaft so energieintensiv?**

Der Energieverbrauch hat vier Säulen: Kunstdünger, motorisierte Mechanisierung, Agrarchemikalien (Pestizide und Herbizide) und an die ersten drei angepasste verwissenschaftlichte Sortenzucht. Die ersten drei Elemente sind direkt energieintensiv und das vierte, die verwissenschaftlichte Sortenzucht, ist darauf ausgerichtet, Pflanzen hervorzubringen, deren Anbau sehr energieintensiv ist. Diese Abhängigkeit der Landwirtschaft von fossiler Energie ist besonders gefährlich. Wenn wir morgen kein Erdöl mehr zur Verfügung hätten und der Verkehr kollabieren würde, dann könnte man damit ja noch irgendwie umgehen: aufs Velo umsteigen oder zu Fuss gehen. Aber bezüglich der Ernährung wären die gesellschaftlichen Auswirkungen verheerend. Wenn wir nichts mehr zu essen haben, dann haben wir ein massives Problem. Wobei: Das Beispiel Kuba kann einen hier auch ein bisschen optimistisch stimmen. Kuba hatte aufgrund des Zusammenfalls des mit ihm verbündeten Ostblocks plötzlich 40% weniger Energie zur Verfügung, was zu Unterernährung und Hunger führte. Aber das Land schaffte es innerhalb weniger Jahre, die Landwirtschaft weitgehend unabhängig von fossiler Energie zu gestalten. Offensichtlich ist die Erde auch unglaublich erholungsfähig. Wir haben mit der industriellen Landwirtschaft wahnsinnig viel Erosion verursacht. Und doch gelingt es den Bauern durch sorgfältige Nutzung immer auch wieder, die Böden in ihrer Regenerie-

runge zu unterstützen, indem Bodenmikroorganismen und Regenwürmer gefördert werden.

**Und wie beeinflusst die Energie, die wir einsetzen, die Landwirtschaft in sozialer Hinsicht?**

Eric Hobsbawm, einer der wichtigsten Historiker des 20. Jahrhunderts, sagte einmal, für ihn bestehe die allergrösste Revolution, die jemals stattgefunden hat, darin, dass im 20. Jahrhundert erstmals in der Menschheitsgeschichte weniger als die Hälfte der Weltbevölkerung in der Landwirtschaft tätig war. Bei uns sind es heute noch um die 3%. Dass jetzt 97% der Bevölkerung für andere Tätigkeiten verfügbar sind, kann man so oder so bewerten: Das sind z.T. sehr sinnvolle Tätigkeiten, z.T. aber auch sehr sinnlose. Aber sozial gesehen war das natürlich ein enormer Wandel, der sich auch kulturell ganz massiv ausgewirkt hat, indem wir den Bezug zur Natur verloren haben. Letztes Jahr zum Beispiel machte der WWF eine Umfrage: Die Leute wurden gefragt, ob sie es sinnvoll fänden, dass man Saisongemüse und -früchte isst. Die grosse Mehrheit sagte: «Ja, das finde ich sinnvoll.» Die zweite Frage war: «Wann sind Spargeln, wann sind Äpfel und wann sind Kürbisse reif?» Und viele wussten das nicht. Das heisst, unser Anspruch und unsere Realität klaffen da auseinander. Weil Erdbeeren schon im März für Fr. 1.95 in der Migros erhältlich sind, denken die Leute, dass die dann bereits Saison sind, und kaufen sie. Sie kommen aber aus Spanien, wo sie unter sklavenähnlichen und umweltschädlichen Bedingungen produziert wurden. Und wenn dann Ende Mai oder Anfang Juni die ersten einheimischen Erdbeeren auf den Markt kommen – das hat mir ein Gemüsebauer erzählt – dann sagen die Leute auf dem



*Hülsenfrüchte versorgen sich selber mit Stickstoff aus der Luft und reichern den Boden mit Stickstoffverbindungen an. Sie spielen deshalb in einer Landwirtschaft ohne Kunstdünger eine zentrale Rolle. Der Konsum von Hülsenfrüchten nimmt mit steigendem Wohlstand aber tendenziell ab.*

Markt: «Was, immer noch Erdbeeren? Oh nein, jetzt mag ich nicht mehr.» Die gesellschaftliche Marginalisierung der Landwirtschaft ist also ein kultureller Verlust, ein Verlust von unserem Naturerleben.

**Wenn man die Lebensmittel-erzeugung unter den Aspekten Energie und Klima betrachtet, welche Form von Landwirtschaft wäre denn die nachhaltigste bzw. die zukunftsfähigste?**

Da gibt es zwei Seiten zu berücksichtigen: einerseits die CO<sub>2</sub>-Emissionen und andererseits die CO<sub>2</sub>-Bindung im Boden. Wenn Land so bewirtschaftet wird, dass ein Humusaufbau stattfindet, dann wird CO<sub>2</sub> aus der Atmosphäre gebunden. Dieser Mechanismus wird in der Forschung sehr kontrovers beurteilt. Da gibt es Optimisten, die sagen, man könnte mit Humusaufbau das ganze Treibhausgasproblem lösen – dieser

Ansatz nennt sich Klimafarming. Andere behaupten, dass dieser Effekt relativ klein ist.

Die andere Seite ist eben die Produktion von Treibhausgasen durch die Landwirtschaft: CO<sub>2</sub>, Methan und Stickstoffoxide – die drei wichtigen Treibhausgase. Beim CO<sub>2</sub> ist die Faustregel, dass es 1,5 Liter Erdöl oder gleich viel Energie aus anderer Quelle braucht, um ein Kilogramm Stickstoff als Kunstdünger zu binden. Das summiert sich angesichts des hohen Kunstdüngerverbrauchs in der industriellen Landwirtschaft enorm. Methan hat viel mit der Nutztierhaltung zu tun, das Rindvieh gilt ja als grosser Methanproduzent. Hier kommt es allerdings sehr auf die Haltung und auf die Fütterung an. Ohne Kraftfutter, also nur mit Raufutter ernährt, produziert eine Kuh viel weniger Methan<sup>1</sup>. Und Lachgas ist in erster Linie ein Problem der Stickstoffdüngung<sup>2</sup>. Da-

<sup>1</sup> Vgl. die gegenteilige Aussage auf Seite 22.

<sup>2</sup> Red.: Lachgas-Emissionen können allerdings auch bei Gründüngung und anderem organischem Dünger auftreten.

bei hat man praktisch die doppelt negative Klimawirkung: Zuerst verbrennt man Erdöl, um Stickstoff aus der Luft zu holen und setzt damit CO<sub>2</sub> frei. Und dann düngt man mit dem Stickstoff den Acker, wo dieser chemische Reaktionen eingeht und als Lachgas in die Luft gelangt.

Eine nachhaltige, zukunftsfähige Landwirtschaft müsste auf die fossilen Energieinputs also grösstenteils verzichten. Es stellt sich dann die Frage: Kann man wieder zu Zugtieren zurückkehren? In einem begrenzten Umfang ist dies sicher sinnvoll und möglich, aber wahrscheinlich nicht vollständig. Zu Zeiten, als man bei uns noch mit Zugtieren gearbeitet hat, bis etwa Mitte des 20. Jahrhunderts, wurde ein Drittel der Landwirtschaftsfläche für den Futteranbau verwendet. Gut, man könnte sagen, dass wir heute einen derart exorbitanten Fleischkonsum haben, dass wir gegenwärtig noch mehr Land für die Futterproduktion nutzen. Wir müssen also auch den Fleischkonsum reduzieren. Aber wenn jetzt zusätzlich noch die ganzen Zugtiere dazu kämen, dann hätten wir ein Problem. Es kann also durchaus sinnvoll sein, nicht ganz auf Traktoren zu verzichten, aber das müssen nicht Traktoren mit 400 PS Leistung sein. Vielleicht wird man auch lokal produzierten Agrodiesel oder Biogas als Treibstoffe für Traktoren verwenden. Solange dies in einem lokalen Rahmen geschieht, kann das ökologisch sinnvoller sein, als nur Zugtiere zu halten. Aber diese Fragen würden von Fall zu Fall unterschiedlich beantwortet werden. Je nach Klima, je nach Bodenbeschaffenheit, je nach Topographie braucht die Landwirtschaft angepasste Lösungen.

**Was ist dem Argument entgegenzusetzen, die Stickstoffsynthese und die Grüne Revolution hätten doch eine enorme Produktions- und Produktivitätssteigerung erzielt und damit einen Beitrag zu**

**mindest zur Begrenzung des Welthungers geleistet?**

Dass die Grüne Revolution eine extreme Produktivitätssteigerung gebracht hat, ist unbestritten, und zwar in zweierlei Hinsicht. Die Flächenproduktivität ist im 20. Jahrhundert gestiegen, und zwar um einen Faktor in der Grössenordnung zehn. Die Arbeitsproduktivität ist noch viel mehr gestiegen, nämlich irgendwo um den Faktor hundert. Die Frage ist nun, wie sich das gesellschaftlich ausgewirkt hat. Die Grüne Revolution kam ja in den sog. Dritt-Welt-Ländern zum Tragen, wo der Produktionsfaktor Arbeitskraft nicht knapp war und ist. In diesen Ländern den Produktivitätsfortschritt der Arbeit zu forcieren, wäre eigentlich gar nicht erstrebenswert gewesen und führte vor allem dazu, dass Hunderte von Millionen Menschen ihr Auskommen in der Landwirtschaft verloren und in die Städte abwanderten, in Riesenstädte, die unkontrolliert wachsen, wie Lagos in Nigeria. Diese Megastädte sind soziale Zeitbomben, die hat man gefördert mit der Grünen Revolution. Das Argument, dass weil man mit der Grünen Revolution mehr produzierte, man mehr Leute ernähren und noch grösseren Hunger verhindern konnte, ist natürlich spekulativ. Die Bevölkerungsforschung geht davon aus, dass Armut und Reichtum ein wichtiger demographischer Faktor sei: Reichere Gesellschaften haben weniger Kinder und wachsen langsamer. Für arme Leute sind viele Kinder oft die einzige Altersversicherung. Das heisst, dass eben gerade die Grüne Revolution über die Zerstörung der Lebensgrundlage vieler Kleinbauern viel zum Bevölkerungswachstum beigetragen hat. In Afrika konnte man die Nahrungsmittelproduktion zwar absolut erhöhen, aber die Bevölkerung wuchs proportional schneller an. Afrika produziert heute pro Flächeneinheit mehr als noch vor 50 Jahren, aber pro Kopf

wird weniger produziert, weil die Bevölkerung schneller gewachsen ist.

Und dann hat die Grüne Revolution die Nahrung bei uns sehr viel billiger gemacht. Das ist mitunter ein Grund, wieso man im reichen Teil der Welt und zunehmend auch in den sogenannten Schwellenländern so wahnsinnig viel Fleisch isst. Das geht natürlich wieder auf Kosten von denen, die zu wenig haben. Denn dieser massive Fleischkonsum braucht viel Land. Aus all diesen Gründen ist die Rechnung, ohne die Grüne Revolution hätte man so und so viel weniger produziert und entsprechend wäre eine Milliarde Menschen mehr verhungert, sehr viel zu einfach.

**Könnten vor dem Hintergrund des Klimawandels nicht auch Grosstechnologien wie die Gentechnologie – Stichwort trockenheitsresistente Nutzpflanzen – zur Lösung des Welternährungsproblems beitragen?**

Trockenheitsresistente Nutzpflanzen verspricht uns die Agroindustrie doch bereits seit 20 Jahren, und es gibt immer noch keine Produkte, die praxistauglich sind. Vor einigen Jahren war ich am ICARDA (International Center for Agricultural Research in Dry Areas) in Aleppo (Syrien). Da arbeiten Biotechnologen – das sind Leute, die alles andere als fundamental gentschkritisch sind –, und die haben dafür gesorgt, dass Syrien ein extrem gentschfreundliches Gesetz bekommt, weil sie sich in der Forschung alle Möglichkeiten offen halten wollen. Aber im Alltag sagen sie: «Gentsch ist für uns keine interessante Option.» Stattdessen arbeiten sie mit Low-Tech, mit Methoden, die man den Bauern während einer zweiwöchigen Weiterbildung beibringen kann. Sie entwickeln Techniken, die kein oder nur sehr wenig Kapital brauchen, und es den Bauern ermöglichen, mit Trockenheit umzugehen. Diese Water-Harves-

ting-Methoden zielen darauf ab, das wenige vorhandene Wasser möglichst effizient zu nutzen. Das bringt sehr viel, mit wenig Geld und wenig Aufwand. Dagegen schaffen Gentschpflanzen, die ja immer patentiert sind, neue Abhängigkeiten. Gentsch ist eine neue Grosstechnik, die sehr kapitalintensiv ist, und das geht in eine Richtung, die sehr viele Nachteile hat.

**Nachdem du die Mösberg-Erklärung gelesen hast: Wie beurteilst du die darin enthaltenen Forderungen und Schlussfolgerungen?**

Ich kann vielem zustimmen. Was ich da lese, entspricht ungefähr dem Konzept der Ernährungssouveränität. Die Forderungen der Mösberg-Erklärung sind wissenschaftlich sehr gut gestützt durch den Weltagrarbericht, wobei es sehr frustrierend ist, wie wenig dieser zur Kenntnis genommen wird. Aber das ist erklärbar: Es gibt in der Agroindustrie sehr starke Kräfte, die ein grosses Interesse daran haben, dass alles so bleibt, wie es ist. Aber eigentlich wüsste man, in welche Richtung es gehen müsste. Der Weltagrarbericht ist derart breit abgestützt, dass man sagen kann: «Was da steht, das stimmt, das ist gültig.» Wichtig finde ich insbesondere, dass BäuerInnen und KonsumentInnen sich gemeinsam organisieren, z. B. im Rahmen von regionalen Vertragslandwirtschaftsprojekten. Die Landwirtschaft muss wieder arbeitsintensiver werden, sie muss auch wieder teurer werden, damit BäuerInnen ein sicheres Einkommen haben. Das ist für die KonsumentInnen nicht per se eine Katastrophe, denn der Anteil der Ausgaben eines Haushalts für Lebensmittel ist in den letzten 50 Jahren massiv gesunken. Lebensmittel sind unglaublich billig geworden. Den Leuten, die sagen: «Bio ist zu teuer», muss man sagen: «Nein, Bio ist ein bisschen weniger billig.» ●

## Liebe Claudia,

seit Wochen studiere ich an deinen letzten Gedankenspinnereien herum und spinne daran weiter. In ein paar Tagen ist Redaktionsschluss, ich sitze im Zug und will endlich aufschreiben, was mir zum Thema «Schafenergie und Herdenintelligenz» durch den Kopf geht. Es wird keine Spule voll sein, vor allem wohl kaum ein einziger fortlaufender Faden. Eher kurze Stücke, Fetzen könnte man sagen, die vielleicht sogar unzusammenhängend scheinen. Aber ich weiss, dass sie zumindest untergründig verknüpft sind. – Ich weiss auch, warum ich mich bis jetzt gedrückt habe vorm Schreiben: Ich versuche wieder einmal, etwas auszudrücken, für das ich mich umstülpen muss. Weil ich nicht Zahlen und Fakten auffahren kann, weil ich keine Beweise oder Belege habe und auch keine haben will. Die Erfahrung genügt mir.

Unter «Energie» verstehe ich immer nebst verbrauchbarer Antriebskraft auch «Schwingung», «Atmosphäre». Etwas Feinstoffliches, das ich jetzt mal «zwischenkreatürliches Klima» nenne. Und von dem möchte ich schreiben.

Du zählst auf, inwieweit ihr Capaulschen auf Valengiron vom Erdöl als Energielieferant abhängig seid, damit eure Maschinen euch die Arbeit erleichtern und ihr trotz eurer räumlichen Distanz zu den nächsten Siedlungen in Kontakt bleiben könnt. Ich hoffe von Herzen, dass euch jetzt nicht noch ständig Schuldgefühle begleiten, denn die würden das Klima definitiv vergiften.

Es wissen ja mittlerweile so viele, dass das mit dem Erdöl nicht nur ein Holzweg ist, der in eine Sackgasse führt, sondern auch, dass dieser Holzweg sogar schon recht morsch ist. Und dies nicht nur, weil das Erdöl zur Neige geht und die Luftverschmutzung enorm ist, sondern weil uns doch diese Men-

talität das Vertrauen ins Leben an sich untergräbt: die Rücksichtslosigkeit, der Egoismus. Für mich verkörpert vor allem das Auto diese Energie, es kann mit unverhältnismässiger Gewalt über alles hinwegfahren werden. Nur: Man kann auch mit dem Velo über alles hinwegfahren. Sogar mit Reden, und das passiert gar nicht so selten! Die Gesinnung macht doch darin ganz viel aus.

Darum dünkt es mich so wichtig, dass wir in unserer Einsicht in die Zusammenhänge und unserer Ratlosigkeit nicht in eine zersetzende Energie gehen, in dem wir zum Beispiel asketisch und hart zu uns werden, zynisch, vorwurfsvoll, sauer oder bitter oder eben, gemäss dem klassischen christlichen Missverständnis, uns mit Schuldgefühlen quälen und damit eine miese Energie versprühen.

Du beschreibst die Schafe als genügsam. Das können wir wohl alle sein, wenn wir das Richtige um uns und in uns haben. Aufgepasst: Auch mit Verzicht können wir das Klima verstopfen; nämlich dann, wenn es uns nicht gelingt, heiter dabei zu sein und die durch das Weglassen aufgehenden Freiräume zu geniessen. Die Schafe sind ja nicht genügsam, weil sie verzichten oder weil sie besonders brav und vorbildlich sein wollen, sondern weil sie genau wissen, was sie brauchen und was sie nicht brauchen können!

Die Schafwolle hat eine ganz bewundernswerte Intelligenz, das empfinde ich auch so. Eigentlich kann ich überhaupt nicht verstehen, warum man an atmungsaktiven Kunstfasern zur Wärmedämmung und Feuchtigkeitsregulierung für Sportbekleidung herumtüfteln muss – wo doch ein Schafwollpulli auch dann wärmt, wenn er von Nebel, Regen oder Schweiss feucht ist.

Apropos natürliche Textilfasern: Wir können uns freuen auf den Energieschub, der eintreten wird, wenn kreative Köpfe (z. B. Maschineningenieure) und Unter-

Foto: 123RF.com



Neues Leben, wärmende Wolle.

nehmer darangehen, die Technologie zur Verarbeitung von Hanf neu zu beackern! Der Hanf ist ja auch so eine intelligente, genügsame Pflanze, ein Rohstoff, der wohl nur darauf wartet, von uns wiederentdeckt zu werden. Was da mal an Wasser, Petro- und Agrochemie nicht mehr benötigt wird, was an CO<sub>2</sub> gebunden und an Sauerstoff frei werden kann, wenn wir statt Kunstfasern und Baumwolle Hanf verwenden, z. B. für unsere Arbeitskleider, Jeans, Seile und vieles andere, das geht auf keine Kuhhaut! Henry Ford hatte ja in den 1940er Jahren sogar das Auto schon entwickelt, das nicht nur Karosserieteile aus Hanf enthalten, sondern auch mit Treibstoff aus Hanf fahren sollte. Wir werden noch viel herausfinden über erneuerbare Ressourcen und rezyklierbare und kompostierbare Materialien, das wird ganz spannend.

Aber was machen, wenn wir vorläufig noch mehr Erdöl verbrauchen als wir eigentlich wollen? Mich erinnert diese Zwickmühle an eine Frage, welche anlässlich eines Vortrages einem tibetischen Rinpoche gestellt wurde, nachdem er gesagt hatte, es sei ernst gemeint, man solle wirklich keine einzige Mücke töten. «Was ist mit den Mücken, die auf meiner Fahrt hierher an der Windschutzscheibe meines Autos zerschmettert wurden?» Die Antwort war: «Wir können sie widmen, man muss ih-

ren Tod dem Leben widmen.» Natürlich waren alle ziemlich ratlos, was genau damit anzufangen sei, und ich frage mich immer wieder. Um dann festzustellen: Ich habe innegehalten, nur um mich zu fragen. Vielleicht geht es darum. Es könnte bedeuten, dass ich achtsamer gegenüber der Kreatur bin, wenn ich mit ihr in Verbindung bleibe, durch einen geistigen Akt also. Und dies ohne Schuldgefühle, ohne Zerknirschung und Selbstanklage, dafür in einer natürlichen Demut. – Aber ich kann natürlich auch zu Fuss zum Vortrag gehen. Oder, wenn das zu weit ist oder zu lang, zu spät, zu dunkel oder was auch immer: Ganz einfach in den nächsten Wald gehen oder an irgendeinen Ort, an dem ich aufmerksam sein kann.

Zum Stichwort «Energiekrise» taucht noch ein Bild auf. In einem Seminar über Joseph Beuys und seine Idee der «sozialen Plastik» wurde ein Satz, eine These formuliert, die mich nicht mehr losgelassen hat. Bevor ich die aber formuliere, mache ich den mir nötig scheinenden Abstecher zu Beuys, der ja nicht einfach allen ein Begriff sein muss. Als Aktionskünstler und Bildhauer hat er in den 1960er bis 1980er Jahren nicht nur die deutsche und internationale Kunstwelt aufgerüttelt und stark politisiert, sondern auch unter Kunststudierenden der Akademie Düsseldorf markante Köpfe geprägt und für gesellschaftliche Zusammenhänge sensibilisiert. Von ihm kennt man vielleicht den Satz «jeder Mensch ein Künstler», womit er allerdings nicht meinte, alle Menschen sollten Leinwände bepinseln und Skulpturen basteln. Vielmehr drückte er damit ein Menschenbild aus, das jedem Menschen seine Mündigkeit zugesteht und eine ihm innewohnende Gestaltungskraft, die ihn dazu befähigt, mit einem ganz individuellen, ehrlichen Beitrag die soziale Plastik aktiv mitzugestalten, welche damit zum lebenden Kunstwerk wird: der Organismus

Foto: Warnack, Schwäbische Zeitung



*Er hatte die Klappe in der Wand nicht bemerkt.*

Gesellschaft, das menschliche Zusammenleben. Und für Beuys war eindeutig nur direkte Demokratie die politische Struktur, die eine solche Verwirklichung ermöglichen kann. Folge seines Wirkens sind unter anderem «Büro und Omnibus für direkte Demokratie in Deutschland» (heute noch aktiv!), wo ziemlich sicher viel vehementer und differenzierter über direkte Demokratie nachgedacht wird als von uns Schweizern. Wichtig scheint mir auch, dass für Beuys das «Kapital» die menschliche Kreativität, Fantasie und Lebenskraft war; er meinte damit nicht der Realwirtschaft entzogene und hochkantig gestapelte Geldwerte. Als Pädagoge sprach er also indirekt von den Kindern (in den Menschen), wenn er «Kapital» sagte.

Und nun die These des Seminarleiters I: Er bezeichnete unsere gegenwärtige Energiekrise als «die grobstoffliche Manifestation unseres eigentlichen energetischen Problems», das aber auf einer ganz anderen Ebene liege. Unsere eigentliche, zugrunde liegende Energiekrise sei die Tatsache, dass wir die «unermessliche Energie der Liebe, des Vertrauens und der Kreativität, mit welcher immer wieder Kinder in die Welt kommen, nicht anerkennen.» – Daran kaue ich immer wieder herum und versuche, diese Ungeheuerlichkeit in lebbare Praxis umzumünzen. Es ergeben sich lauter kleine Versuche, durch «Anders-über-die-Dinge-denken» Energie für den Alltag zu tanken. Natürlich

gibt es dafür kein Rezept, nur Anstösse, wie es deine Gedanken-spinnereien ja auch sind: Versuche, Erleben zu teilen.

Und in diesem Zusammenhang noch ein Bild des gleichen Referenten<sup>1</sup>, das mich beschäftigt und erfreut, weil es so gut das beschreibt, was ich auch seit Jahren empfinde: Wir befinden uns in der Sackgasse, es wird eng und enger, wir merken, dass wir gegen die Wand fahren werden. Was kann man da tun, wo Umkehren nicht geht, weil Zeit nie zurückgeht, und weil es ja so eng ist von der ganzen Masse, die da im Engpass drinsteckt und drängt und alles verstopft? Bisher sind wir immer einfach «mit dem Kopf durch die Wand» geprescht. Das ist unser Muster, und es wäre so bequem, wenn wir das weiterhin am Funktionieren halten könnten.

Und da kommt jetzt noch ein pikantes Detail ins Bild: Dort, wo wir die Wand der Sackgasse spüren, auf die wir in der Enge zukriechen, befindet sich in Wirklichkeit eine Klappe. Der Witz ist bloss: Sie lässt sich nur nach innen öffnen. Das heisst, wir müssen einen Schritt zurücktreten, damit wir sie gegen uns aufziehen können, und wir müssen uns auch aus unserer geduckten Kriechhaltung aufrichten. Es wird uns sicher nicht schaden, den Kopf, den Geist, das Kapital auf eine neue Ebene zu heben.

*Liebe Claudia, es ist ein Gestammel geworden, aber ein gültiges. Wenn du als Spinnerin etwas damit anfangen kannst, können es vielleicht andere auch. Deshalb ab die Post als Leserbrief, es ist «Chur, Endbahnhof... wir bitten alle Reisenden usw.».* Christine Kradolfer

*P.S. Wer eine Bezugsquelle für Stoffe aus Hanf kennt, lasse es mich doch bitte via die Geschäftsstelle wissen.* ●

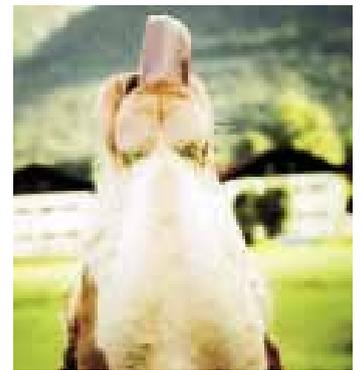
## Rülpser und Fürze oder: Die Kuh

Die Hörner hat man ihr schon genommen, neuerdings will man der Kuh auch noch ihre Verdauung madig machen. Sie wird, geschlechtsumgewandelt, als «Klimakiller» verschrien. Plötzlich machen uns «Methankühe» die Luft streitig, und es besteht die Gefahr, dass sie verboten werden, wenn Herr Dr. med. Beda Stadler bei seinem nächsten TV-Auftritt sagt, Kühe seien noch gefährlicher als Bio-Gurken, nämlich tödlich.

**Jakob Weiss.** Dabei ist doch die Kuh, neben idyllisch gelegenen Alpütten und Heutücher tragenden Alpöhis, der Inbegriff schweizerischer Landwirtschaft. Oder gar der Schweiz, ein Symbol wie das Matterhorn und die Armbrust. Und auf Schokoladetafeln oder Werbeflächen für regionale Produkte lebt sie ja auch weiter, die schwungvoll behornete, stolz blickende Kuh. Aber in den Niederungen der praktischen Landwirtschaft hat sie es schwer. Auch ihre Milch will man nur standardisiert: teiltrahmt, pasteurisiert, uperi- siert, magerverkäst, aromaangereichert, mit Zusatzstoffen versetzt. Ein Bioreaktor könnte diese Konsumentenwünsche bestimmt «zielführender» erfüllen.

Zu Beginn der Kuh&Methan-Debatte konnte die Presse die Funktionen des vorderen und hinteren Ein- bzw. Ausganges der Kuh noch nicht unterscheiden. In der Gunst öffentlicher Klimaerregung und dank persönlich-organischem Nachempfinden wurde meist von den schädlichen Fürzen der Kühe geschrieben. Seit sich die Wissenschaft des Themas annahm, werden nun vermehrt die Rülpser beachtet. Und selbstverständlich auch das ganze wundersame Verdauungssystem, welches – sehr zum Bedauern von Kuhfreunden – offenbar mehr Methan produziert bei artgerechter Fütterung und weniger beim Versuch, mit Kraftfutter eine Art Schwein aus der Kuh zu machen. Zudem geraten in letzter Zeit die als lösungsorientiert geltenden Biogasanla-

Foto: art2000.at



*Ich arme Kuh!*

gen und der Einsatz von Schleppschläuchen in ein kritischeres Licht, was ja auch alles mit der lieben Kuh und ihrem Stoffumsatz in Zusammenhang steht. Um also der ganzen Methanfrage näher zu kommen, hält die Wissenschaft Dutzende von Kühen in abgeschlossenen Boxen und misst buchstäblich jeden Furz und jeden Rülpser, der in Abhängigkeit von unterschiedlicher Fütterung die Tiere verlässt. Doch auf der Weide ist dann die Faktenlage nochmals komplexer und eine abschliessende Antwort über dieses vegetarische Klimakilling unserer Kühe kaum zu erwarten, zumal die Sache auf anderen Kontinenten und in anderen regionalen Klimata wieder anders zu betrachten wäre. Aber auch dies: Was würde passieren, wenn null Kühe, Rinder, Munis, Kälber gar kein Gras und Heu mehr fressen würden? Bei uns im Mittelland oder auf den Alpen, weltweit auf geschätzten 3,5 Mia. Hektaren Grasland. Vielleicht muss man an dieser Stelle noch eine ganz andere Frage stellen. Warum versuchen wir

<sup>1</sup> Johannes Stüttgen, Künstler

Menschen, die Tendenz, den Planeten Erde in kurzer Zeit unbelebar zu machen, oft nur mit nebensächlichen oder komplizierten oder weit weg liegenden Massnahmen und Forschungsprojekten zu bremsen? Warum nicht dort, wo es «logisch» ist? Warum brennen wir den Kälbern die Hörner aus dem Kopf, anstatt die Ställe den Kühen anzupassen? Warum forschen wir lange über Methan, anstatt den Fleischkonsum zu verringern und unsere Raufutter verzehrenden Tiere in angepasster Zahl und Rasse ihre geniale Umwandlungsleistung vollbringen zu lassen? Warum vergeuden wir so viele materielle und geistige Ressourcen, anstatt das Naheliegende zu tun: Etwas weniger von (fast) allem brauchen und verbrauchen. Nicht sparen mit griesgrämiger Haltung, nicht Gürtel enger schnallen in darben dem Verzicht, nur weglassen – und uns damit etwas mehr Zeit lassen für Aufenthalte im Schönen, im Wesentlichen.

Sind womöglich all die journalistischen, wissenschaftlichen und politischen Fürze und Rülpsen fast noch klimaschädlicher als jene der Kühe? Brauchen wir sie, um den vernünftigen Weg einer weltverträglichen Landwirtschaft zu erkennen? Mit dieser polemischen Frage soll natürlich nicht jeglicher Erkenntnisfindung das Wort abgesprochen werden, aber den gesunden Menschenverstand jenseits von ökonomischen und wissenschaftlichen Momentanbefunden darf sich kein Bauer und keine Bäuerin nehmen lassen. Sonst verbinden wir immer wieder jenen Finger, in den wir uns gar nicht geschnitten haben. Was Kühen gut tut, sollte nicht nur auf Schokoladeneinhüllungen oder in Werbefilmen erkennbar sein. Und deshalb, ob Sommerloch oder saure Gurkenzeit oder keines von beiden: Ich wünsche aller Kreatur, die dazu fähig ist, fröhlich-angeregtes Rülpsen und Furzen in freier Natur!

# Alle Faktoren des Bodenverbrauchs in der Schweiz müssen angegangen werden

Erwiderungen von Hans Bieri<sup>1</sup> in der Debatte um Bodenverbrauch und Landschaftsinitiative.

**1) Replik auf Bettina Dyttrich<sup>2</sup> (K+P 2/2011): «Ein nationaler Blick auf ein globales Problem», das eine Gegenrede zu Hans Bieris Text «Erreicht die Landschaftsinitiative ihr Ziel?» (K+P 1/2011) war**

**Hans Bieri.** Ich habe in meinem Beitrag in K+P 1/11 gesagt: «Solange wir nicht alle sozialen Zusammenhänge zwischen Arbeitsleistung, Kapitalbildung, Löhnen, Gewinnen und Vermögensbildung, Geldschöpfung, Zins- und Geldpolitik in unsere Analyse einbeziehen und wieder den Mut aufbringen, die Wirtschaft so umzugestalten, dass sie unseren Bedürfnissen dient, werden wir keinen Weg finden, unsere lebenswichtigen Ressourcen zu schützen.» Das heutige überbordende Immobilienwesen ist die Folge der Wachstumswirtschaft. Weil die Renditen in der Konsumgüterindustrie immer kleiner werden, werden zum Ersatz immer mehr Lebensbereiche zur Gewinnbildung erschlossen und die Abgaben, Mieten, Mehrwertsteuer, Mobilitätskosten usw. erhöht. Die Politik der gezielten Senkung der Schuldzinsen, seinerzeit durch (den Chef der US-amerikanischen Notenbank) Herrn Greenspan eingeleitet, hat System. Also versucht doch der Bürger und Konsument über Eigentum in Sicherheit zu kommen. Die treibende Kraft des Prozesses ist die private Geldschöpfung der Privatbanken, vor allem im Immobiliensektor (flankiert durch den faktischen

Anlagezwang der zweiten Säule [gemeint sind v. a. Schweizer Pensionskassengelder am Kapitalmarkt]), die mit billigen Ressourcen einerseits und genügend wachsendem Konsum mittels Zuwanderung einen Metropolisierungsprozess befeuern, der die Schweiz vollständig verstädert. Bleiben diese nicht gesicherten Wachstumserträge in Zukunft aus, kommt es zu fürchterlichen Verteilungskämpfen.

Und nun kommen Politiker, die das gründlich verschlafen haben, und meinen, mit dem Mieterschutz der 1930er Jahre könne man das noch richten, und sie beschimpfen das Publikum, das auf eigene Faust im Einfamilienhaus in Landgemeinden Sicherheit sucht vor ständig zunehmenden Lasten, der Qualitätsverschlechterung der Schulen etc. etc.. Also meine ich, muss man das Übel dort packen, wo es sich bildet: Weil das Finanzkapital die Grenzen der Profitraten der Konsumgüterindustrie nicht akzeptiert und Renditen von über 20% verlangt, wird mit tiefen Zinsen im Immobilien- und Dienstleistungsbereich eine Entwicklung angekurbelt, die gesamtwirtschaftlich gar nicht nachhaltig abgestützt ist. Das heisst, wir müssen zur produzierenden Wirtschaft, die uns versorgt, Sorge tragen, dagegen aber die Verschleissentwicklungen massiv einschränken, die durch das Rendite suchende, aber nicht produzierende Finanzkapital erzwungen werden. Hier müssen unheilige Allianzen zwischen

Befürwortern von Zuwanderung und weiterer Metropolisierung der Schweiz und den bereits dem Ausland gehörenden Grossbanken, welche dieses Geschäft betreiben, dringend aufgelöst werden.

Dyttrich findet meinen Hinweis auf die begrenzte Bodengrundlage und die nicht mehr zu verantwortende Metropolisierung der Schweiz zum Stadtstaat mittels einem viel zu grossen Zuwanderungssaldo als «bedrohlich». Die Menschen sollen einfach mehr zusammenrücken, meint sie. Die Begrenzung der Ressourcen sei eine Frage des «Lebensstils», und sie verharmlost damit die gewaltige Verschleisswirtschaft und die ihr in Bälde folgenden Versorgungsprobleme. Sie tut meine Kritik an der Wachstumswirtschaft als «hypothetisch» (!) ab, unterstellt mir einen nationalen (sprich beschränkten) Blick auf ein globales Problem, lässt aber offen, was sie genau meint. Sie beschwert sich, dass Flüchtlinge in der Schweiz darben müssten, beklagt die Trennung «wir Schweizer» und die «Ausländer», und sie insinuiert Geldgeschäfte «der Schweiz mit Diktatoren». Obwohl diese in der Schweiz ansässigen Banken schon längst nicht mehr schweizerischen Eigentümern gehören (siehe warnenden Bericht von Botschafter Jagmetti aus den USA und die Verlautbarungen von Frau Dreifuss, SP, die ihn aus dem Amt gedrängt hat). Diktatoren übrigens, welche von den westlichen Grossmächten gegen die Entkoloniali-

<sup>1</sup>Hans Bieri, Geschäftsführer der Schweizerischen Vereinigung Industrie und Landwirtschaft ([www.svil.ch](http://www.svil.ch)).

<sup>2</sup>Bettina Dyttrich, Journalistin, schreibt u.a. für die linke Wochenzeitung WOZ ([www.woz.ch](http://www.woz.ch)).

sierung eingesetzt wurden. Sie wischt meine Warnung, dass ein weiteres Wachstum zu einer Schweiz von 10 Millionen Einwohnern (siehe Graphik) untragbar sei, vom Tisch, mit dem Mantra «die Menschen sind da», obwohl die zwei Millionen eben noch nicht da sind.

Doch der Verstädterungsprozess wird immer mehr Teil der sozialen Frage: steigende Soziallasten und steigende Privatgewinne. Er führt zu einer enormen Verschleisswirtschaft, welche die Volkswirtschaft ruiniert. Doch dies tritt erst dann zu Tage, wenn die heute verfügbaren Ressourcen ausbleiben und die Volkswirtschaft auf nachhaltige Strukturen umgerüstet werden muss. Ein wenig «Sand ins Getriebe streuen» (Elmar Altvater, *Der grosse Krach*, 2010) kann nicht mehr genügen. Von der neoliberalen Blase zur neosozialistischen Verwaltung des Kapitalismus ist es nicht weit. Der Präsident der Nationalbank, Phillip Hildebrand, sagte vor ein paar Monaten, «es gibt keine stabile Geldpolitik ohne Souveränitätsverzicht». Und er verbilligt das Geld dieser Tage nochmals, was die Metropolisierung der Schweiz weiterhin kräftig anheizt. Der Stadtstaat Schweiz als finale Lösung der lästigen nationalen Sicht?

Zur Lösung braucht es jedoch die ganze Gesellschaft, welche zu ihrer Naturgrundlage wieder in ein überblickbares Verhältnis kommen muss: Bevölkerungszahl/Bodengrundlage. Das ist nicht bedrohlich, im Gegenteil, das schafft überlebensnotwendige Transparenz über die Leistungsfähigkeit der Grundrente (verstanden als das, was aus dem Boden kommt und was wir mit Arbeitsteilung daraus machen) und über das, was real zu verteilen ist, ohne Ausbeutung von Natur und Menschen.

Es ist ja gerade das Finanzkapital, das die Entgrenzung will. Die

Foto: Homepage der SVIL



Überbaute Fruchtfolgefleichen.

Einsicht, dass die Natur begrenzt ist, verlangt strukturell jedoch nach überschaubaren dezentralen sozialen Einheiten, die in sich Bildung, Kultur, Arbeitsteilung und Verteilung zum Konsum in einem überblickbaren Währungsraum organisieren müssen. Eine Nation ist eine solidarische, souveräne (!) Ganzheit, welche sich selbst bestimmt und welche durch Arbeitsteilung und eine gemeinsame Währung verbunden ist. Sie schafft die Grundlage zur Freiheit des Individuums in einer freien Gesellschaft – und nicht die Weltwährung, noch die Aschenputtelökonomien der Transition-Towns.

## 2) Replik auf Raimund Rodewald (K+P 2/2011): «Die Landschaftsinitiative dient dem Schutz des Bodens» von Raimund Rodewald<sup>3</sup>

**Hans Bieri.** Mein Artikel in K+P 1/11 versucht, die Landschaftsinitiative und das Moratorium im Besonderen als Beitrag zur Lösung der begrenzten Ressource Boden zu beurteilen. Und ich komme zum Schluss, dass die Landschaftsinitiative das Problem verschlimmert: die besten Böden insbesondere durch den angekündigten Zertifikatshandel also noch schneller verlorengehen als ohne Moratorium. Ich stehe mit diesem

Urteil keineswegs allein. In gleicher Weise hat sich Frau Jacobs vom WSL (Wald, Schnee und Landschaft) an der Tagung der Bodenkundlichen Gesellschaft, die ebenfalls dem Schutz des Bodens dient, im Februar 2011 in Frauenfeld geäussert.

Rodewald behauptet, ich vergässe zwei Dinge. Nämlich dass die Initianten nicht «in erster Linie von einem Zertifikatshandel» sprechen. Gut, dann halt erst in zweiter Linie. Nun aber ist doch rund die Hälfte der Replik von Rodewald in zustimmendem Sinne dem Zertifikatshandel gewidmet. Und er unterstreicht, dass die Zertifikate zu einer haushälterischen Bodennutzung beitragen und die Baulandhortung bekämpfen würden.

Das Zweite, das ich seiner Meinung nach «vergesse», sei, dass meine «Fokussierung auf die guten Böden im Mittelland zu einseitig» sei. Begründung von Rodewald: «Die AP 2014-2017 will explizit die Berggebietslandwirtschaft schützen». Gut. Es bestätigt nur, was ich sagte: Dann werden die Bauzonenzertifikate im Wallis aufgekauft und an die metropolitanen Boomstandorte in die Bandstadt zwischen Genfer- und Bodensee transferiert, wo eben dann die guten Ackerböden schneller als ohne Zertifikatshandel überbaut würden. Rodewald: «Da die Gesamtmenge der Zertifikate begrenzt ist, wird der ziellosen Ausdehnung der Bauzonenfläche ein Riegel geschoben.» Das ist nicht das Verdienst des Zertifi-

katshandels: Die Bauzonenfläche wäre an sich durch das Moratorium der heute rechtsgültig ausgeschiedenen Bauzonen bereits begrenzt – ohne Zertifikatshandel. Durch den von den Initianten befürworteten Zertifikatshandel, der eben eine unvermeidliche Folge des Moratoriums ist, wird nun aber die Begrenzung des Baulandes an den guten Lagen des Mittellandes durchbrochen. Und damit tritt eine Beschleunigung des Verbrauches der besten Böden ein. Endlich kommt dann Rodewald am Ende seiner Replik selbst drauf: «Nicht sichergestellt werden kann mit Zertifikaten, dass an den raumplanerisch gesehen «richtigen» Orten gebaut wird. Hier bräuchte es zusätzliche staatliche Steuerungen, z. B. den Schutz der Fruchtfolgefleichen...» – Gerade das ist ja das Problem, dass dieser Schutz nicht greift: Der Kanton Zürich hat die FFF bereits um rund 5000 ha unterschritten! Was passiert? Das ARE (Amt für Raumentwicklung) des Bundes erlaubt dem Kanton Zürich, die fehlenden FFF einfach in die nächstschlechtere Fruchtbarkeitsstufe, die für den Ackerbau nicht mehr geeignet ist, zu verschieben. Und weil eben der metropolitane Druck der ganzen Finanzwelt so enorm gross ist und die FFF seit 25 Jahren immer mehr von den besten Lagen verdrängt werden, dürfen wir nicht den Druck auf die besten Ackerböden mit dem Zertifikatshandel noch verstärken. ●

### Zum Kontext dieses Forumsbeitrags

Landschafts- und Bodenschutz, Kapitalismuskritik und Zertifikatshandel sowie die Bevölkerungszunahme in der Schweiz durch Zuzug/Einwanderung sind Stichworte einer inhaltlich und rhetorisch teilweise sehr heftig geführten Debatte in den Nummern 1 bis 3/2011 von Kultur und Politik.

Auslöser war eine Forumsfrage der Redaktion zur Bewertung der Eidgenössischen Initiative «Raum für Mensch und Natur» ([www.landschaftsinitiative.ch](http://www.landschaftsinitiative.ch)). red

<sup>3</sup>Raimund Rodewald, Geschäftsführer der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz ([www.sl-fp.ch](http://www.sl-fp.ch)).

# Angelika Bandli, Safien Platz

Das Safiental und die Walser.

**Claudia Capaul.** Das Safiental ist eines jener Täler in der Schweiz, die von ein paar Agronomen und Politikern gerne von der Landkarte gestrichen würden, oder zumindest zu einem Wildtierreservat umfunktioniert würden, wenn es nach ihnen ginge. Es ist ein enges, steiles und unwirtliches Tal mit viel Wald, aufwändig zu bewirtschaften und teuer im Unterhalt. Die Wärme liebenden Romanen vermieden es seinerzeit, es zu besiedeln. Nicht so die Walser. Sie wanderten im 12. Jahrhundert über den Grossen San Bernardino sowie von Splügen aus über den Safierberg in das Tal ein und machten es urbar. Die Walser sprachen deutsch und pflegten ihre eigene Kultur, und das ist heute noch weitgehend so. Sie sind Bergler mit Leib und Seele. So schnell würden sie sich ihre Täler nicht nehmen lassen!

## Kamele, Lamas und Yaks

Bandli ist ein Walser Geschlecht. Im Safiental gibt es zwei Familien Bandli. Die eine besitzt Kamele und die andere nicht. So werden sie unterschieden. Angelika gehört zu derjenigen Familie mit den Kamelen. Genau genommen sind es zwei: Dschingis und Aladin. Sie bedeuten Angelika viel, denn in der Arbeit mit ihnen erfährt sie Ruhe und Gelassenheit, aber auch zärtliche Hingabe, denn Kamele sind Schmusetiere. Nie würden sie absichtlich jemandem Schmerzen zufügen, vor allem nicht ihren Bezugspersonen. Unglückliche Umstände fügten es trotzdem, dass Angelikas Mann Erwin von einem Kamel einen so starken Fusstritt erwischte, dass er für drei Monate arbeitsunfähig wurde. In dieser Zeit musste Angelika seine Arbeit machen, und das hiess neun Lamas und 29 Yaks, bestehend aus



Angelika mit ihrer liebsten Yakkuh Ang Tsewang.

acht Kühen und ihren Kälbern, einem Stier und zwölf Ochsen, füttern. Bis anhin hatte sie nur das tägliche Halftertraining mit ihnen gemacht und beim Klauenschneiden geholfen. Mit dem täglichen Füttern aber lernte sie jedes einzelne Tier so gut kennen, dass sie zu ihnen ebenfalls eine innige Beziehung aufbauen konnte.

Mit den Lamas unternimmt Angelika meistens in Begleitung ihrer Tochter Mia Trekkingtouren mit Gruppen bis zu acht Personen. Ihr Wunsch ist es, den Menschen die Stille und die Schönheit ihres Tales nahe zu bringen. Bandlis besitzen weit oberhalb des Dorfes auf 1900 m eine Jurte (Mongolenzelt mit Feuerstelle), worin übernachtet werden kann. Ergibt sich einmal ein Wochenende ohne Trekking, so gibt es für Angelika nichts Schöneres, als selbst mit der Familie in der Jurte zu wohnen. Es ist für sie wie Ferien oder eine kleine Auszeit, denn über der Waldgrenze kann Angelika erst so richtig frei atmen, da bekommt ihre Seele Flügel.

## Haus, Stall, Tiere und Garten

Das Wohnhaus der Familie befindet sich mitten im Dorf Safien Platz (1300 m) an der Strasse. Fröhlich im Wind flatternde tibe-

tische Gebetsfahnen begrüssen die herzlich willkommenen Besucher. Als Erwin und Angelika das Haus vor elf Jahren von ihrem Vater übernehmen konnten, bauten sie es zweckdienlich und originell um. Beim Haus ist ein kleiner Gemüsegarten, worin Angelika Versuche mit Permakultur durchführt. Zum Beispiel wachsen neben einem kleinen Weiher üppige Zucchetti, und der Boden im Kräuterbeet ist dicht mit Heu bedeckt. So erreicht sie, dass die Pflanzen trotz rauem Klima und kurzem Sommer einen befriedigenden Ertrag geben. Der grosse Gemüsegarten ist an einem Osthang oberhalb der Strasse angelegt. Dort zieht Angelika mit viel Freude allerlei Gemüse und Kartoffeln von Pro Specie Rara.

Der Stall befindet sich etwas ausserhalb des Dorfes in einer Senke. Der Rundholzbau ist ein alter Walser Stall mit einer leicht gewölbten Stalldecke, was für die Tragfähigkeit der Heubühne sehr vorteilhaft ist. Angelika und ihr Mann machten aus dem alten Anbindestall einen Freilaufstall mit einem grosszügigen Auslauf, den sie mit Recycling-Plastikelementen befestigten. Alle ihre Tiere finden hier genug Platz. Und alle bekommen im Winter ein wunderbar di-

Fotos: Bandli

ckes Fell, auch die Kamele, die ursprünglich aus der Mongolei stammen. Den Sommer verbringen die Yaks auf der Alp zuhinterst im Tal, die Lamas auf Weiden oberhalb des Dorfes und bei der Jurte, stets bereit für ihren Trekkingeinsatz. Die Kamele sind auf einer Weide beim Dorf. Sie dürfen nicht zu lange sich selbst überlassen werden, da sie die Nähe zu den Menschen brauchen. Bandlis bauern seit elf Jahren biologisch, seit drei Jahren bio-dynamisch.

## Ein idealer Partner und hohe Berge

Angelika wurde 1963 als älteste Tochter eines deutschen Einwanderers und einer Appenzellerin im Bündnerland geboren. Der Vater arbeitete bei der Rhätischen Bahn. Die Mutter sorgte für die Familie. Diese wohnte in Thusis und Sils im Domleschg. Angelika erlebte mit ihren zwei Geschwistern eine behütete Kindheit. Die Eltern gingen mit den Kindern häufig auf Bergtouren. Mit sechs Jahren war Angelika zum ersten Mal auf dem Piz Beverin, 2998 m ob Thusis.

Als Erstes lernte Angelika Tiefbauzeichnerin. Dies war damals Ende der 1970er Jahre für ein Mädchen sehr ungewöhnlich.

Ihren Mann Erwin lernte sie auf einer Skitour kennen. Er stellte sich für sie als idealer Partner heraus. Beide lieben sie die Bergwelt über alles. Das Einzige, was Angelika an ihm störte, war, dass er Bauernsohn war. Sie sah sich damals überhaupt nicht als Bäuerin. Bevor sie sich entschlossen, eine Familie zu gründen, bewährten sie sich sechs Winter und fünf Sommer als Hüttenwart in der Rondo-Hütte, einer SAC-Hütte im Gotthardgebiet auf 2571 m Höhe. Es war eine wunderschöne Zeit für Angelika, unbeschwert und

abwechslungsreich, in der reinen und leichten Luft des Hochgebirges. In den drei Monaten Zwischensaison im Frühling konnte sie mit Erwin auf Reisen gehen. Selbstverständlich nicht an Sandstrände mit Palmen oder in die Wüste, sondern in andere Bergregionen der Welt. Einmal bestiegen sie in der Türkei den Ararat, dann in Afrika den Mount Kenia, einmal bereisten sie Island, und ein andermal wanderten sie mit dem Kanu auf Wasserwegen durch Schwedens Gebirgswälder.



*Ausblick von der Jurte ins Safiental und zum Glaspass.*

### **Kinderwunsch und Berggastwirtschaft**

Doch mit 31 Jahren meldete sich der Kinderwunsch, und der liess sich nicht mit dem bisherigen Leben vereinbaren. So suchte sich das Paar einen Ort, wo sich Familie, Berge und Gastwirtschaft vereinen liessen und fanden so das Turrahus, einen Berggasthof weit hinten im Safiental. Angelika besuchte den Wirtekurs, wo sie lernte, wie an einem Bankett das Silberbesteck zu decken sei, und andere für Angelikas Bedürfnisse eher unnötige Dinge, und bestand schliesslich die Prüfungen bravurös. Darauf zogen sie als Eigentümer im Turrahus ein. Das Geschäft lief gut. Angelika und Erwin arbeiteten sich in die Hand, und die Kinder liessen auch nicht lange auf sich warten. 1996 kam Beat zur Welt und zwei Jahre später Andri. Gleichzeitig absolvierte Angelika die Ausbildung als Betriebsleiter Gastro Suisse.

Nach vier Jahren Turrahus erkannte Angelika, dass es für sie so nicht weiter gehen konnte. Sie steckte alle Energie ins Geschäft und die Kinder und hatte dadurch kaum Zeit für sich und ihren Mann, und die Berge sah sie nur noch durch das Gasthoffenster. Sie merkte, dass sie und Erwin krank würden oder ihre Beziehung draufgehen musste, würden sie so weiterfahren. Nach einem entscheidenden Gespräch beschlossen beide, das Haus zu verkaufen und ihr Leben

neu zu überdenken. Alle Umstehenden meinten, sie seien verrückt geworden. Doch Angelika und Erwin waren ihrer Sache sicher. Nach dem Verkauf verbrachten sie einen erholsamen Winter in einem einsamen Häuschen am Zervreilasee bei Vals, genossen ihre Kinder, sich selbst und die Ruhe, und sie schworen sich gegenseitig, nie mehr in ihrem Leben etwas zu tun, das ihnen nicht Freude bereitet. Da keimte in Angelika der Wunsch, das Heimet ihres Schwiegervaters in Safien Platz zu übernehmen.

### **Ein eigenes Heimet**

Nach sechs Monaten Reise im Camper durch die weiten Wälder und Berge Kanadas war die Zeit reif für ein neues Leben. Erwin erbt das Haus und den Stall mit 7 ha Land seines Vaters, das «Gädemli» (kleiner Gaden). Später kamen nach und nach 13 ha Pachtland dazu. Nun wurde Angelika doch noch Bäuerin, trotz ihres früheren Widerstandes. Aber sie wollte keine «gewöhnliche» Bäuerin sein. Die einheimischen Tiere reizten sie nicht. Sie wollte etwas Exotisches von weit her. Wenn sie nicht mehr auf Reisen gehen konnte, so sollte doch wenigstens die Welt zu ihr ins Tal kommen. Nach und nach entstand so ihr «Yak- und Lama-Hof Gädemli» mit Lama-trekking und Schneeschuhlaufen für Gäste. Mit den Yaks wird gezüchtet und Fleisch produziert. Die Safier Bauern und Bäuerinnen

sind in der glücklichen Lage, ihre Tiere im Tal schlachten und verarbeiten zu können. Sie haben eine knospenzertifizierte Genossenschaftsmetzgerei. Bandlis verkaufen das Yakfleisch hauptsächlich privat. Ein guter Teil des Fleisches findet den Weg zu den Kunden über die «Spensa», ein Ladenlokal neben dem Bauernhaus. Es gehört dem Verein «Laden für Produkte aus dem Safiental». Angelika ist Geschäftsleiterin und betreut den gut besuchten Laden mit einer Nachbarin zusammen.

### **Kinder und Schule**

Im Jahr 2002 kam ihre Tochter Mia zur Welt. Die Kinder haben keinen weiten Schulweg, denn Safien Platz hat eine eigene Primarschule mit einer Unterstufe und einer Mittelstufe. Die grösseren Kinder fahren mit dem Postauto eine Stunde aus dem Tal hinaus nach Valendas, hoch über der berühmten Rheinschlucht. Andri, der zweitälteste Sohn, besucht seit zwei Jahren das Gymnasium in Schiers. Ihn so weit weg von zu Hause zu wissen, fällt Angelika immer noch schwer, obwohl er im Internat eine gute Betreuung bekommt. Beat, der Älteste, möchte gerne Bauer werden. Seine Eltern legten ihm jedoch nahe, zuerst etwas anderes zu lernen, denn der Bauernberuf sei heutzutage so unsicher wie ein Künstlerberuf. Die Lehrstelle bei einem Schreiner ist ihm schon zugesichert.

### **Wurzeln und geistige Beweglichkeit**

Seit elf Jahren lebt nun Angelika am selben Ort. Sie hat in Safien Platz tiefe Wurzeln gefasst und fühlt sich glücklich dort. Ihre Reiselust befriedigt sie nun so, dass sie in immer neue Wissensgebiete eindringt: in die biologisch-dynamische Landwirtschaftsweise, Permakultur und alternative Heilungsmethoden für Tier und Mensch, vor allem in die Homöopathie, und in anderes mehr. Das meiste lernt sie aus Büchern.

Doch ein Bücherwurm ist sie keineswegs, dazu ist sie viel zu kontaktfreudig. Sie war mehrere Jahre im Kirchenrat aktiv und unterrichtet im Winter abwechselnd mit zwei anderen Frauen das Altersturnen der Pro Senectute im Dorf. Seit neun Jahren schafft sie im Vorstand der «Schweizerischen Vereinigung der Yakzüchter» SYV mit, die sie mit ihrem Mann zusammen gründen half.

Vor zwei Jahren erlitt Angelika einen heftigen Unfall. Ihre Achillessehne riss, als sie im Frauenturnen einen zu grossen Schritt machen wollte. Nun musste sie das Stillsitzen lernen, ein Lehrstück, das sich Angelika nie freiwillig ausgesucht hätte. Das Feuer brannte der lebhaften Frau drei Monate lang unter dem Allerwertesten. Nun ist Angelika wieder seit einiger Zeit unterwegs, sei es beim Heuen am Steilhang, auf Trekkingtour hoch über dem Dorf, bei einem Besuch ihrer Yaks auf der Alp oder im Haus und Garten. Stillsitzen muss sie nur noch vor dem Computer, wo sie regelmässig ihre Homepage mit schönen und ansprechenden Bildern und Neuigkeiten vom Hof bereichert. Etwas ruhiger ist sie gleichwohl geworden, ihre Ämter will sie nun nach und nach abgeben. Doch aufhören zu lernen, das will sie nie!

*Angelika Bandli  
Yak- und Lama-Hof Gädemli  
7107 Safien Platz  
www.bandli.ch*

## Herzlichen Glückwunsch an Familie Pius und Bernadette Michel-Blum aus Roggliswil

Der diesjährige Anerkennungspreis der Stiftung zur **Erhaltung bäuerlicher Familienbetriebe**\* ging an die Familie Pius und Bernadette Michel-Blum in Roggliswil.



Die Stiftung ehrte damit das langjährige Engagement zur Produktion, Verarbeitung und Direktvermarktung von Bioprodukten auf dem Wasserfallenhof. Die Preisverleihung von Fr. 10000.– fand im Rahmen des Hoffestes am 10. Juli im Beisein vieler Kunden statt.

Seit 30 Jahren verkauft die Familie Michel ein breites Sortiment an Lebensmitteln aus eigener Produktion und neu auch von den drei Biobetrieben ihrer Kinder. Zum vielfältigen Angebot gehören bis zu 20 Gemüsearten, Kartoffeln, Eier, Brot, Teigwaren, Knöpfli, Weide-Rindfleisch im Mischpaket, Hühnerfleisch, Würste, Geräuchertes, Eingemachtes, Konfitüre und vieles mehr.

Aus innerer Überzeugung und infolge grosser Nachfrage nach Bioprodukten stellten Michels den Betrieb bereits 1988 offiziell auf biologisch-organische Produktion um. Der Hof hat eine landwirtschaftliche Nutzfläche von 18 ha. Die Betriebszweige sind Mutterkuhhaltung, Legehennen, Gemüse- und Futterbau.

\*Die Stiftung zur Erhaltung bäuerlicher Familienbetriebe vergibt den Anerkennungspreis auf Hin-

weise und eigene Recherchen (ohne Ausschreibung) in unregelmässiger Folge an Betriebe mit überdurchschnittlichem Engagement im Sinne der Stiftungsziele ([www.biofamilienbetriebe.ch](http://www.biofamilienbetriebe.ch)). ●

## Bio Schwand eröffnet neues Depot

Ende Mai eröffnete die Bio Schwand ein neuartiges Ladenkonzept: ein Bio-Depot in der ehemaligen Landwirtschaftsschule auf der Schwand in Münsingen. Zielpublikum sind sowohl Private als auch Wiederverkäufer, wie Hofläden oder Gastrobetriebe.

Das Sortiment umfasst Frischprodukte, Gemüse und Früchte aus Eigenproduktion oder von Bio- und Demeterproduzenten der unmittelbaren Region. Ein breites Angebot an Trockenprodukten wie Müesli, Teigwaren, Backwaren, Brotaufstriche, Antipasti oder Getränke kann sowohl in den gängigen Handelsverpackungen eingekauft werden als auch als Grossmengen. Dazu Dieter Baumann, Geschäftsführer des Bio-Depots: «Wir sind der Meinung, dass es neue Ladenkonzepte braucht, die jenseits von den grossen Verteilern eine echte und günstige Alternative für Bioprodukte anbieten. Und wir sind der Meinung, dass die Zeit dafür reif ist.» Das Bio-Depot bietet ein Vollsortiment an und fokussiert auf Privatkunden sowie Hofläden, Schulküchen, Bio-Gastronomie, Cateringfirmen und Einrichtungen der Gemeinschaftsverpflegung. Alle Kundinnen und Kunden profitieren beim Kauf von grösseren Mengen von einem Rabattsystem. ●

## Regionale Vermarktungsplattform Zentralschweiz

Eine ähnliche Plattform wie im Kanton Bern besteht auch in der Zentralschweiz. Infos dazu unter [www.regiofair.ch](http://www.regiofair.ch). ●

## 40 Jahre Bioland

**Werner Scheidegger.** «Das ist ein totgeborenes Kalb», beschied Biopionier Hans Müller seinem Schüler Martin Scharpf aus Schwäbisch Hall-Hessental, als dieser ihm seine Absicht kundtat, mit einigen Freunden die damals noch kleine Schar vom Mösberg inspirierter Biobauern und -bäuerinnen in Deutschland in einem eigenständigen Verein zusammenzuführen. Das war 1971. Bei aller visionären Weitsicht, die den Altmeister zeit seines Lebens ausgezeichnet hatte, diesmal sollte er sich täuschen. Martin Scharpf und seine Freunde liessen sich nicht beirren und gründeten den «bio-gemüse e.V.», der 1979 zu Bioland mutierte. Aus dem Dutzend Gründungsmitglieder ist der mittlerweile bedeutendste Bioverband Deutschlands mit über 5500 Mitgliedern geworden. Mit Jubiläumsveranstaltungen in Horgenzell/Ravensburg und Eichstetten/Kaiserstuhl gedachte der Verband seiner Pioniere, freute sich über die erfolgreiche Überwindung vieler Hindernisse, die sich dem Biolandbau im Lauf der Jahrzehnte in den Weg gestellt haben, und diskutierte Perspektiven für die Zukunft.

Die Verbindungen zu den Wurzeln, zum Mösberg, sind in all den Jahren nicht abgerissen. Immer wieder kann das Bioforum Schweiz Gäste von Bioland bei seinen Veranstaltungen begrüssen. Im März 2010 traf sich auf Initiative von Bioland dessen «Bundesfachausschuss Grundlagen des organisch-biologischen Landbaus» mit Vertreter/innen des Bioforums Schweiz, des FiBL und der Fördergemeinschaft für gesundes Bauerntum aus Österreich zu einem internationalen Mösberg-Gespräch, um sich über die gemeinsamen Grundwerte auszutauschen. Das Bioforum Schweiz freut sich zusammen mit seiner «grossen Schwester» Bioland über deren Erfolge bei der Verbreitung

des Biolandbaus in unserem Nachbarland und wünscht ihr auch für die Zukunft Standfestigkeit, Ausdauer, Geschick und Erfolg beim Engagement für das gemeinsame Anliegen. ●

## Kurzrezension

### «Hunger nach Gerechtigkeit»

Ein Freundeskreis aus der Schweiz ([www.abai.ch](http://www.abai.ch)) betreibt in Südbrasilien seit 30 Jahren ein Kindertagesheim mit Biolandwirtschaft, zusammen mit Menschen aus Brasilien und Deutschland. Zum Kinderheim gehören eine Drogenzugsklinik für Männer und ein Tagungszentrum für Umwelt- und Berufsbildungsveranstaltungen. Der vom K+P-Autor Thomas Gröbly herausgegebene Bild- und Textband «Hunger nach Gerechtigkeit» versammelt eine Fülle von Schnappschüssen und Porträts, Berichten und Analysen, Bekenntnissen und Plädoyers zu den brasilianischen Verhältnissen und dem Hunger nach Gerechtigkeit gegenüber Mensch und Natur. Die Bioforum-Beirätin Veronika Bennholdt-Thomsen trägt eine Kritik «ausbeuterischer Entwicklungshilfe» bei. np



**Thomas Gröbly (Hg.) und Autorenkollektiv (2011): Hunger nach Gerechtigkeit. Perspektiven zur Überwindung der Armut. Helden-Verlag ([www.helden.ch](http://www.helden.ch)), Zürich, ISBN-10: 3-905748-09-6, 352 Seiten, CHF 39.80 / EUR 29.80** ●

Bitte vormerken

## 18. Möschberg-Gespräch, 23. und 24. Januar 2012

Beginn: Montag, 9 Uhr. Ende: Dienstag, 16 Uhr. Das Thema wird in der nächsten Nummer bekanntgegeben.

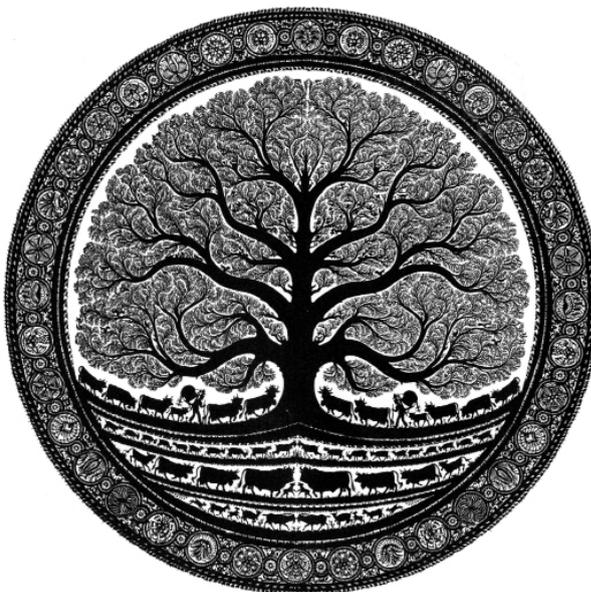
### Hinweis: «Der Ausweg»

wird bis zum 31. Oktober 2011 im Bauernmuseum Althuus in Jerisberghof BE gezeigt:

**Skulpturen aus Alteisen, von Köbi Alt.**  
www.bauernmuseum.ch, Tel. 031 351 04 40

### Hinweis

«Vom Hof auf den Teller.  
Bioszene Schweiz gestern, heute, morgen.»  
Eine Forum-Tagung im Kosthaus in Lenzburg.  
4. November, 9.15 bis 16.30 Uhr.  
Programm erhältlich über:  
mwiesmann@coopera.ch oder  
www.kosthaus.ch



### «Lebensbaum»

Ein Scherenschnitt  
von Ursula Schenk.  
www.ursula-schenk.ch

## Wir sind einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet

Der gegenwärtige Zeitgeist schädigt unsere Lebensgrundlagen und die bäuerliche Landwirtschaft in der Schweiz und weltweit oder lässt sie darben. Wir halten dagegen und bauen entschieden am «Bio der Zukunft». Dabei kommt es auf jeden einzelnen Menschen an, der entschlossen über das eigene Leben hinauswirkt. Werden Sie Mitglied im Bioforum! Das Abonnement von «Kultur und Politik» ist in der Mitgliedschaft inbegriffen.

Über die Mitgliedschaft hinaus können Sie uns unterstützen:

- mit persönlicher Mitarbeit • mit einer Spende • mit einer Schenkung • mit dem Einsetzen des Bioforums als Erbe • mit einem Legat

Falls Sie mehr wissen möchten, rufen Sie Wendy Peter (Geschäftsstelle, 041 971 02 88) oder Markus Lanfranchi (Präsident, 091 827 31 04) an. Unser Konto: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten, www.bioforumschweiz.ch

## Impressum

**Kultur und Politik** erscheint im 65. Jahrgang  
Vierteljahrszeitschrift

**Herausgeberin** ist das Bioforum Schweiz

**Geschäftsstelle Bioforum Schweiz:**

Wendy Peter, Wellberg, 6130 Willisau  
Telefon 041 971 02 88, bio-forum@bluewin.ch

**Redaktion:** Markus Schär, Wendy Peter,  
Nikola Patzel, Werner Scheidegger  
redaktion@bioforumschweiz.ch

**Redaktionskommission:** Claudia Capaul,  
Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter,  
Markus Schär, Werner Scheidegger, Jakob Weiss

**Fotos:** Siehe Quellenangaben

**Inserate:**

Telefon 041 971 02 88 (Geschäftsstelle),  
inserate@bioforumschweiz.ch

**Mitgliederbeitrag inkl. Abo:** SFr. 60.– bis 100.–  
Auslandsabo: 40 Euro

**Layout und Druck:** Druckerei Schürch AG, Huttwil

**Redaktionsschluss** für K+P 4/11:  
15. November 2011

**Für aktuelle Infos:**

[www.bioforumschweiz.ch](http://www.bioforumschweiz.ch)